

Alfred Becker

Dengelschling

Oder: Kein schöner Land in dieser Zeit

Ein Lied aus alten Zeiten,
ja, das geht mir aus dem Sinn,
kann's leider nicht behalten,
I ain't my father's kin ...

E

s war einmal – ein wenig ist es das auch heute noch – ein schönes, stolzes Land.

Ja, ein blühendes Land war es. Daran hatten Kriege, Systeme oder Seuchen nichts ändern können. Auch kein Gemetzel, ob es nun sechs, sieben oder dreißig Jahre gedauert hatte. Kein verdammenswertes System, über braune elf oder rote vierzig Jahre Dauer. Keine „Englische Krankheit“, kein Franzosenkraut, keine Vogelgrippe und erst recht keine „Schweinegrippe“.

Dort die alte Burg am alten deutschen Fluss, wie man sie einst rühmte. Ihre Wehrtürme blickten majestätisch über die bestellten Äcker und Weinberge hinweg, schauten auf die groben Tische und kratzigen Strohschütten der Gehöfte des kleinen Weilers und schweiften schließlich hinüber zu den behaglichen Patrizierstuben der alten Hansestadt. Im Schatten der Wehrtürme sann die Denker, reimten die Dichter, klagten die Sänger, fiedelten die Musikanten. Sie wachten über den Lastenkahn auf dem Strom, über das Fuhrwerk auf der Handelsstraße, über Bürger, Bauer, Magd und Knecht und gewährten den verwünschten Pfeffersäcken Zuflucht in Zeiten der Not.

Solche Zeiten kamen und gingen. Eifernde Ritterheere mit bloßem Schwert und frommen Kreuz auf blankem Schild, brandschatzende Söldnerhorden, bunte Bataillone mit schweren Mörsern und rauchenden Haubitzen, uniformierte Armeen mit berstenden Bomben und splitternden Granaten. Schlimmer, meinte man jedes Mal, könne es nicht kommen. Und zurück blieb stets eine geduckte Burg, die aus ihren leeren Fensterhöhlen in den grauen Himmel starrte. Verrußte Mauern und verkohlte Balken, erschlagen die starren Körper der vergeblich Schutzsuchenden. Und doch, immer wieder ein neuer Morgen, und immer noch steht sie am Strom der Zeit und blickt majestätisch über die Lande. Über den Bahnhof des Kaisers, über das Parlament der Bürger und die Bank der Rothschilds, über die Schulen der Jugend und die Rathäuser der Alten.

Die Glaser arbeiteten eben noch an den geborstenen Fenstern, die Dachdecker warfen einander die roten Ziegel zu, hinauf bis zum spitzen First der hohen Halle, damit und das eichene Gebälk nicht verfaule und die wertvollen Fresken nicht vollends verblassten, - da kommen sie in ihren Hawaiihemden und Jeans, Baseballkappe auf dem Kopf und Kamera um den Hals, Fraulein – wenn nicht darling wife – im Schlepp: “How much is the Burg? Not for sale, you say?! Bullshit! Money buys everything!”

Die Burg war stolz darauf, dass man sie begehrte. Natürlich würde sie den Antrag nicht annehmen. Und natürlich auch nicht die Bürger, die Männer und Frauen mit ihren Kindern, die an schönen Tagen zu ihr heraufkamen. Auch nicht der pensionierte Dorflehrer, Rainer Teutsch, der zunächst die Fremden führte und so schön vom Reichsgrafen Warmund zu

Sprich ein Wort

1 Sabine Frambach

2

3 Sprich ein Wort

4

5 Heimar der Krieger wanderte seit Stunden. Seine Reise hatte ihn zu
6 den entlegensten Orten geführt. Tausend Taten hatte er vollbracht,
7 tausend Schätze errungen. Sein nächstes Ziel war das
8 Siebengebirge, denn er wollte alle Meere befahren und über alle
9 Berge steigen. Schon ragten die Spitzen schneebestäubt in die
10 Höhe. Doch vor Heimar blockierte ein Schlagbaum den Weg.
11 Bewaffnete Soldaten hielten ihn auf. » Was ist dein Begehrt?«
12 »Passieren!«, rief Heimar. Doch die Soldaten schüttelten den Kopf.
13 »Es ist nicht so leicht, sich in unserem Reich zurechtzufinden!«
14 Heimar schreckte dies nicht. Er fand seinen Weg mithilfe der Sterne;
15 wenn die Sterne nicht halfen, schlug sein Schwert einen Weg. »Wie
16 kann ich passieren?«
17 »Du solltest es dir überlegen. Dieses Land birgt viele Rätsel. Löse sie,
18 und sie führen dich weiter. Doch ein Fehler kann deinen Tod
19 bedeuten.«

Sprich ein Wort

1 Heimar schnaubte. »Ich bin ein Krieger! Ich kämpfe gegen den
2 Mann mit den tausend Armen, gegen Drachen und Schlangen der
3 See. Jeder Tag kann meinen Tod bedeuten, und ich fürchte ihn
4 nicht!«

5 Der Soldat lächelte. »Noch nie gelang es einem Krieger, das Land zu
6 passieren. Die meisten deiner Zunft waren nicht in der Lage, es zu
7 betreten. Sie scheitern am Losungswort. Wenn du passieren
8 möchtest, sprich ein Wort und tritt ein.«

9 Heimar grübelte. Er war ein kräftiger Mann und gewohnt, seinen
10 Weg mit dem Schwert zu ebnen. Es waren nur zwei Soldaten,
11 offenbar flink mit der Zunge, doch nicht unbedingt mit der Hand.
12 Aus den Augenwinkeln erkannte Heimar aber Bogenschützen, die
13 bereits ihre Pfeile auf ihn gerichtet hatten. Sein Schwert konnte er
14 stecken lassen. Nun überlegte er, was der Soldat gesagt hatte.
15 *Sprich ein Wort und tritt ein.* Ob die Losung aus einem Wort
16 bestand?

17 »Ein Wort?«, fragte Heimar.

18 Da traten die Soldaten zur Seite. Heimar schaute von einem zum
19 anderen, hob die Brauen, schüttelte den Kopf und betrat das Reich.

Sprich ein Wort

1 Er passierte das Schild, auf dem in geschwungenen Buchstaben
2 stand: **Sprich ein Wort** – Land. 567 Bewohner. Willkommen!

3 Heimar schüttelte wieder mit dem Kopf und ging weiter. Seine Hand
4 lag am Schwertknauf, doch mit jedem Schritt entspannte er sich.
5 Offenbar lauerte keine Gefahr. Keine Wegelagerer, die ihn
6 ansprachen, keine Soldaten, die ihn verfolgten. Selbst wilde Tiere
7 sah er nicht. Lediglich eine Schwalbe flog über ihn hinweg. Seltsam,
8 es war noch nicht Sommer. Heimar folgte dem Weg vorbei an
9 weiten Feldern. Am Rand wuchsen Bäume, so viele, dass Heimar
10 bald den Wald vor lauter Bäumen nicht sah. Schon fürchtete er, den
11 Weg zu verlieren. Vollkommene Stille umgab ihn, und jeder seiner
12 Schritte hallte weit fort. Er schaute umher und sah nur viele Bäume.
13 Da verzweifelte er, blieb stehen und schrie: »Wo bin ich hier?«
14 »Hier, hier, hier!«, flüsterte der Wald. Und da Heimar nicht weiter
15 wusste, ging er in diese Richtung. Immer wieder rief er in den Wald
16 hinein: »Wo bin ich hier?« Und aus dem Wald schallte es heraus:
17 »hier, hier, hier!«

18 Nach einigen Stunden gelangte Heimar zu einer Lichtung. Er atmete
19 auf. Offenbar hatte er den Weg gefunden. Hier stand ein Männlein

Sprich ein Wort

1 mit einer Schaufel in der Hand. Es winkte, und Heimar trat näher
2 heran. Seine Hand tastete nach dem Schwert. Doch das Männlein
3 griff ihn nicht an. Es strahlte, reckte ihm die Schaufel entgegen und
4 rief: »Fremder, willkommen! Möchtest du eine Grube graben?«
5 Heimar hielt die Hand weiter am Schwert. »Wozu?«, fragte er. Das
6 Männlein lächelte und nickte. »Für die Anderen! Du gräbst die
7 Grube, und die Anderen fallen hinein! Möchtest du eine Grube
8 graben?« Heimar grübelte. Dies musste eines der Rätsel sein!
9 Offenbar kam er an dem Männlein nicht vorbei. Vielleicht musste er
10 eine Grube graben, um passieren zu können. Doch er war Stunden
11 gelaufen und spürte Müdigkeit. Heimar blieb ein Krieger; eine
12 Schaufel nutzte er nur, wenn er keine bessere Waffe hatte. So
13 schüttelte er den Kopf. »Ich möchte keine Grube graben. Wenn du
14 eine Grube graben möchtest, grabe sie selber!« Das Männlein
15 schnaubte; es lief rot an, hüpfte auf und ab und kreischte. » Dann
16 grabe ich allein! Wenn die Anderen kommen, muss die Grube
17 gegraben sein!« Es band ein Seil um die Hüfte und das andere Ende
18 an einen Baum. Nun griff es die Schaufel mit beiden Händen. Wie
19 wild schleuderte das Männlein die Erde zur Seite. Immer tiefer

Sprich ein Wort

1 wurde die Grube, und das Männlein schnaufte. Als es zwei Meter
2 tief gegraben hatte, kletterte es am Seil wieder hinauf und band sich
3 los. Es blickte auf sein Werk, lächelte und nickte. »Ja, das ist eine
4 schöne Grube! Jetzt können die Anderen kommen!« Das Männlein
5 lachte und schwenkte die Schaufel. Trat einen Schritt zurück,
6 kreischte, ruderte mit den Armen. Und fiel in die eigene Grube
7 hinein. Dort saß es und blickte erstaunt hinauf. Heimar hielt
8 Abstand, ging vorsichtig am Rand entlang und achtete auf seine
9 eigenen Füße. Er wollte nicht zu dem Männlein in die Grube stürzen.
10 Nach wenigen Schritten gelangte er zu einem Marktplatz. Alles
11 schob, drängelte und schubste. Ein Handwerker hobelte mit Kraft
12 eine Tischplatte ab; die Späne flogen und fielen auf die Erde. Heimar
13 presste sich an die Seite und beäugte das Treiben. Viele Händler
14 priesen ihre Waren an, hielten sie hoch, riefen und ließen die
15 hilflosen Kunden nicht vorbei. Heimar spürte Hunger, doch er hatte
16 kein Geld. In der Mitte des Platzes stand ein Brunnen mit drei
17 Figuren. Ein junges Mädchen aus Stein starrte ihn mit offenem
18 Mund an. Darunter stand Morgenstund. Neben ihr hatte die
19 massige Figur beide Hände in die Hüften gestemmt und den Mund

Sprich ein Wort

1 zu einem Kuss gespitzt. Die Inschrift lautete Mittagstund. Die letzte
2 Statue war eine alte Frau, vor Schmerz gebeugt; die Falten im
3 Gesicht verschlossen den schmalen Mund. Heimar las darunter die
4 Inschrift Abendstund. Er mochte Kunst nicht, doch diese Figuren
5 gefielen ihm. Das junge Mädchen sah aus, als ob sie etwas sagen
6 wollte. Und glitzerte es nicht in ihrem Mund? Heimar sah über seine
7 Schulter, doch kein Mensch beobachtete ihn. Da trat er auf die
8 Statue zu und griff in ihren Mund hinein. Mit den Fingern zog er
9 zwei Münzen hervor und betrachtete sie. Sie schimmerten golden in
10 der Sonne. Heimar lächelte. Dieses Land war seltsam, doch ihm
11 gefiel es hier. Mit den Münzen in der Tasche ging er weiter.

12 An einem Stand warteten die drei Bauern. Heimar betrachtete die
13 roten Äpfel, die Beeren und die Rüben. Neben jedem Bauer stand
14 ein Sack. Im Ofen hinter ihnen schmorten die Backkartoffeln.
15 Heimar zeigte auf den Ofen. »Ich möchte eine gebackene Kartoffel
16 kaufen«, sagte er. Der erste Bauer antwortete: »Nur einer von uns
17 hat die dicksten Kartoffeln. Von welchem Bauern möchtest du sie
18 kaufen?« Heimar grübelte. »So öffnet eure Säcke, und ich kann euch
19 sagen, wer die dicksten Kartoffeln hat!« Der zweite Bauer schüttelte

Sprich ein Wort

1 den Kopf. »Du musst deine Wahl treffen, ohne in die Säcke zu
2 sehen. Für deine Münze bekommst du eine Kartoffel. Wähle weise.«
3 Da kicherte der dritte Bauer, klatschte in die Hände und rief:
4 »Kartoffel!«

5 Heimar dachte lange nach. Wie sollte er wissen, welcher Bauer die
6 dicksten Kartoffeln hatte, ohne in die Säcke zu schauen? Sein Blick
7 glitt über den ersten Bauern. Die Hände waren schmal und sauber.
8 Sein Hemd schien aus Seide so weiß. Heimar glaubte nicht, dass
9 dieser Bauer tief im Boden nach Kartoffeln grub. Der zweite Bauer
10 hatte eine Jacke an und eine Hose aus Cord. Heimar beäugte seine
11 Schuhe. Sie glänzten schwarz und blank. Der dritte Bauer trug ein
12 kariertes Hemd, eine schmutzige Hose und feste Schuhe, die mit
13 Dreck besprenkelt waren. Auch seine Finger zeigten Reste der Erde.
14 Er lachte und klatschte wieder in die Hände. Heimar zeigte auf den
15 dritten Bauern. »Ich möchte von dir eine Kartoffel kaufen!« Der
16 Bauer kicherte, öffnete den Ofen und zog die dickste Kartoffel
17 heraus, so dick, dass es auch eine Melone sein konnte. »Eine
18 Kartoffel serviert dir der Stoffel!«, gluckste er. Heimar bedankte
19 sich. Die Kartoffel schmeckte nach Kräutern und Stärke.

Sprich ein Wort

1 Gesättigt folgte Heimar dem Weg. Der Himmel gebar düstere
2 Wolken. Einzelne Tropfen benetzten das Haupt des Kriegers. Heimar
3 zog den Kopf ein, ging mit raschen Schritten und blickte nicht auf.
4 Schon prasselte der Regen, floss in seinen Nacken und weichte seine
5 Hose durch. Doch Heimar scheute keine Ostlinge, er kämpfte gegen
6 Drachen und Dämonen. Ein Regenschauer ängstigte ihn nicht. Am
7 Rande des Weges stand ein Haus. Einige Wanderer rannten darauf
8 zu und stellten sich unter. Heimar überlegte, doch er wollte lieber
9 weiterziehen. Ohnehin war er nass, da konnte auch ein Unterstand
10 nicht mehr helfen. Schließlich war er nicht aus Zucker. An dem Haus
11 ging er vorbei. Da stürzte aus der Traufe des Daches das
12 gesammelte Regenwasser auf die Wanderer, die Schutz vor dem
13 Regen gesucht hatten. Klatschnass waren sie, sie fluchten und
14 jammerten! Heimar grinste mit größter Freude und ging weiter.
15 Er kam an ein Gasthaus zum frühen Vogel. Heimar liebte Bier und
16 betrat schnell jede Schänke. Doch dieses Land hatte ihn gelehrt, mit
17 Bedacht zu gehen. So stand er eine Weile am Eingang, lugte durch
18 das Fenster und lauschte. Immer wieder hörte er ein Murmeln, dem
19 der Ausruf *Schwamm drüber!* folgte. Heimar verstand nicht, was ein

Sprich ein Wort

1 Schwamm in einer Schänke zu suchen hatte. Doch offenbar drohte
2 im Gasthaus keine Gefahr. So trat er durch die Türe, betrachtete die
3 vielen Menschen und setzte sich an den Rand. Er las die Tafel mit
4 den Gerichten des Tages, die mit Kreide angeschrieben waren.
5 Heimar schluckte. Solche Speisen hatte er noch nie gekostet.
6 *Gebratener Storch* stand dort für zwei Münzen. *Spatz in der Hand*
7 *oder Taube auf dem Dach* für eine Münze. Schon stand der Wirt
8 neben ihm. Heimar orderte ein Bier. Auf das Essen verzichtete er.
9 Der Wirt brachte bald darauf einen Humpen, und Heimar trank. Im
10 Stillen freute ihn, keine Taube auf dem Dach bestellt zu haben, denn
11 die Gäste erhielten offenbar leere Teller. Und die Spatzen sahen aus
12 wie von einer Kanonenkugel getroffen. In der Ecke des Gasthauses
13 stand eine Axt an der Wand. Daneben hingen Würste an Fäden von
14 der Decke. Heimar orderte noch ein Bier und fragte, warum die
15 Würste an der Decke hingen. »Das ist wegen der Mäuse«, erklärte
16 der Wirt. »Die Mäuse fressen all meine Vorräte auf! Wenn ich sie
17 aufhänge, kommen die Viecher nicht an den Faden heran.« Heimar
18 nickte. Er wollte weiter und bat, eine der Würste als Proviant zu

Sprich ein Wort

1 bekommen. Der Wirt schnitt sie ab, kam zu seinem Tisch und
2 schrieb mit Kreide auf eine Tafel:
3 *Zwei Humpen – zwei Pfennige*
4 *Eine Wurst – ein Pfennig*
5 Heimar hatte keine Pfennige. Er tastete in seinen Taschen. Dort fand
6 er die goldene Münze. Nun fragte er, ob er mit einer Münze
7 bezahlen konnte. Doch der Wirt schüttelte entschieden den Kopf.
8 »Ich muss auf die Pfennige bestehen«, sagte er. »Ich möchte stets
9 den Pfennig ehren.« Heimar überlegte. Da erinnerte er sich an den
10 Spruch, den er am Fenster gehört hatte. »Schwamm drüber«, sagte
11 er. Der Wirt seufzte, holte einen Schwamm hervor und wischte die
12 Rechnung ab. Heimar packte die Wurst ein und ging zur Türe.
13 Beinahe wäre er in einen Napf voller Stiefelfett getreten, der dort
14 stand. Doch Heimar lebte auf großem Fuß. Sein Schuh passte nicht
15 in den kleinen Napf. So trat er hinaus und ging weiter.
16 Nach wenigen Schritten erreichte er eine Gabelung. Zwei Wächter
17 standen dort, einer klein und krumm, einer groß gewachsen. Ein
18 Weg führte nach links, einer nach rechts. Hinter den beiden
19 Wächtern befand sich jeweils eine große Türe mit eisernen

Sprich ein Wort

1 Beschlägen und einer mächtigen Klinke. Heimar blieb stehen. Auf
2 einem Schild stand *Ausweg zum grünen Gras auf der anderen Seite*.
3 Doch das Schild wies in beide Richtungen. »Wo geht es lang?« Die
4 Wächter grinnten. Der Lange sagte: »Du kannst uns fragen, doch
5 wisse: Nur einer von uns sagt die Wahrheit. Einer von uns lügt.
6 Stelle deine Frage!«

7 Heimar grübelte. »Vielleicht bist du es, der lügt. Dann lügst du,
8 wenn du sagst, dass einer von euch lügt. Es ist demnach möglich,
9 dass ihr beide lügt. Nur die Wahrheit könnt ihr nicht beide sagen,
10 denn in diesem Fall hättest du nicht gesagt, dass einer von euch
11 lügt.«

12 Da sprang der Kurze auf und ab, wies mit dem Finger auf den
13 Langen und geiferte: »Glaub ihm nicht! Er lügt! Dauernd lügt er!«
14 Der Lange schüttelte sich. »Nein, ich lüge nicht. Ich bin es, der die
15 Wahrheit sagt.« Wieder hüpfte der Kurze auf und ab, fuchtelte mit
16 den Armen und schrie: »Wieder gelogen! Wieder gelogen! Würdest
17 du die Wahrheit sagen, müsstest du sagen, dass ich nicht lüge. Da
18 du sagst, dass du nicht lügst, sagst du, dass ich lüge, und das ist
19 gelogen!«

Sprich ein Wort

1 Heimar seufzte. Sein Kopf brummte, seine Schläfen pochten. Er
2 überlegte, doch ihm fiel keine kluge Frage ein. Schließlich wandte er
3 sich an die Wächter. »Ist die Türe hinter euch die Türe zur anderen
4 Seite?«, fragte er. Der Lange nickte. »Ja, hinter mir ist die Tür zur
5 anderen Seite!« Der Kurze hüpfte auf und ab. »Wieder gelogen,
6 wieder gelogen! Die Tür hinter mir führt zur anderen Seite! Ständig
7 gehe ich hindurch und folge dem Weg zum grünen Gras! Erst vor
8 einigen Minuten bin ich durch die Türe gegangen!«

9 Heimar nickte, kratzte seinen Hinterkopf und grübelte. Sein Blick
10 wanderte zu den riesigen Türen und zurück zu den Wächtern. Ein
11 Lächeln erschien auf seinem Gesicht. »Du lügst«, sagte er zu dem
12 Kurzen. »Deine Beine sind wirklich kurz. Du könntest die Klinke
13 niemals erreichen!« Er wandte sich zu dem Langen, nickte und ging
14 zu der Türe. Hinter ihm heulte und zeterte der Kurze, doch Heimar
15 blickte nicht zurück, öffnete die Türe und ging hindurch.

16 Als er aus dem Nebel trat, glänzte rundherum sattes Grün. Auf
17 einem Holzschild stand: *Auf Wiedersehen im **Spricheinwort** – Land.*

18 Heimar lachte. Schon blickte er auf die Spitzen des Siebengebirges.
19 Mit Verstand und Tatendrang hatte Heimar den Weg durch das

Sprich ein Wort

- 1 seltsame Land gefunden. Zugegeben, die Passage war mit ein wenig
- 2 Glück gelungen; doch er hatte es verdient, denn er war ein tüchtiger
- 3 Krieger.

1 **Franke**
2
3 Duftende Worte
4 wenn keine Taten folgen
5 riechen penetrant
6
7 Hinterlassen Gestank
8 legen Qual, Pein und Zweifel
9 in deine Wunden
10
11 Baden im Unglück
12 treiben durch Gedankenbrei
13 hinterlassen Spuren
14
15 Kannst den Schmerz trinken
16 aus den Gedankenscherben
17 ungesüsst, bitter
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20

1 Seichte Worte in leere Tüten gehüllt
2 nicht mit Sinn und Verstand gefüllt
3 klingen oberflächlich, einfach hohl
4 sind überflüssig, wie ein Strunk vom Kohl

5
6 Ist es zuviel verlangt, erst zu denken
7 bevor wir jemandem Worte schenken
8 die unser Interesse erwecken
9 und nicht den Allerwertesten lecken

10
11 Smaltalk ist sicher eine geübte Kunst
12 steigt man höher in des Zuhörers Gunst
13 Bisweilen Wörter aus den Ohren quillen

14
15 Worte, die ich mitzuteilen habe
16 von innen, nicht aussen ohne Gehabe
17 seien ehrlich und offen, auch im Stillen

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20

1 Die Bissigkeit deiner Worte
2 hinterlässt Brandwunden,
3 nicht nur in meinen Ohren.
4
5 Du meinst, ich bemerke sie nicht,
6 sie kraxelt den Hügel hinauf
7 bis in meine Seele.
8
9 Brennt sich für immer ein.
10 Warum verpackst du deine Worte
11 in so häßliche Kleider?
12
13 Ich schweige still, bin erstaunt
14 bewaffnet nur mit meinem Lächeln.
15 Wie kann ich mich unempfindlich machen
16 gegen soviel Hochmut?
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19

..., **wo**

Max HECKEL

Letzten Herbst, weißt du noch, wo ...
Vor drei Tagen, wo ich so ...
Silvester, wo vor zwei / drei Jahren
wir so trunken glücklich waren?!

Als Adverb findet sich das „wo“
kaum noch lokal – nur anderswo.
Doch „vor drei Tagen“ ist kein Ort.
Warum dann also nicht das Wort

„als“, das für die Zeit gemacht,
da „wo“ dem Orte angedacht?!
„Du weißt doch aber, was ich mein‘.“ –
DAS Argument fürs Fehlerlein?

Drum schlag ich vor: Weg von der Qual,
nehmt doch das „wo“ fortan kausal.
Drum bleibt das „wo“ für sich allein,
wo du verstehst doch, wo ich mein‘.

Jenny Schon

Mutter verlieren

Das fing damit an, dass ich geboren werden sollte. Das ging aber nicht, weil die Papiere fehlten. Ich musste noch drinnen bleiben. Ich strampelte heftig. Als die Papiere da waren – immerhin war Vati Ausländer oder Mutti, jeder ist ja Ausländer irgendwo, und damals war es noch schwieriger als heute, nicht so richtig zur Volksgemeinschaft zu gehören – musste ein Übersetzer her, dann ging es zügig. Hochzeitskleid, plissiert, damit der dicke Bauch versteckt ist, Uropa kauft weiße Rosen, wird der Mutti in den Arm gelegt, Krönchen auf den Kopf, fertig ist die Prinzessin, die jetzt deutsche Königin wird. Ein Foto beweist es.

Ich habe das Glück des Lebens gemacht mit diesem Mann. Leider hat sie in einem Anfall die Liebesbriefe dieses Mannes zerrissen, ritsch-ratsch in den Kohleofen. Später ging das nicht mehr, da hatte sie eine Heizung.

Ritsch-ratsch war wegen einem neuen Mann, Schäng Schmitz, noch rheinischer als mein Vater, der gestorben war mit 62, und das ist lange her, wie alles lange her ist – nun, meine Mutter lebt noch und

Schäng Schmitz auch.

Aber der Reihe nach. Sechs Wochen nach der Heirat kam ich auf die Welt, vierzehn Tage zu spät. Dat wird ne Jung, strahlte mein Vater. Jungens brauchen länger im Bauch wegen dem Pimmelchen, Mädchen haben ja nichts und sind ein Leben lang neidisch. Du sullst nit äsu neidisch sin up dinge Bruder, du Luder, schimpfte er mit mir, als dann das Brüderchen da war, viel später, schon wieder in einem Ausland.

Ich wurde gestillt, sechs Wochen lang, dann ging Mutti arbeiten bei der Post, wie vor der Geburt. Übers Telefon hatte sie ja Vati kennengelernt.

Fräulein von der Post, wo kann ich in Ihrem Trautenau tanzen gehen, hatte er mit angenehmer Stimme gefragt.

Tanzen gehen, hier? Ins „Klein“ oder im „Augarten“, am Samstag ist Tanz.

Darf ich Sie einladen? Fragte er weiter. Auch ihm gefiel ihre Stimme.

So tanzten sie im Augarten, beim Klein, unter den Laubengängen der anmutig wirkenden Stadt am Fuße des Riesengebirges. Er ist ein Deutscher, er ist evangelisch, den lass ich nicht mehr laufen, froh-

lockte Lenchen, die zur tschechischen Zeit Lenka genannt wurde.

Irgendwann war ich bei ihren Tänzen dabei, es schaukelte sich schön in ihrem weichen warmen Bauch. Immerhin war ich verlobt, an meinem zwanzigsten Geburtstag ist es passiert, da hab ich Vati besucht in Königgrätz, wo er bei der Luftwaffe am Flughafen diente, rechtfertigte sich Lenchen.

Sie entwöhnte mich, ging wieder tanzen, ging wieder zur Arbeit. Frauen waren wichtig. Lenchen hatte auch Morsen gelernt, das war aber noch vor meiner Zeit und in meiner Zeit war ich die meiste Zeit bei Oma und Opa, ein paar Ecken weiter.

Dann waren Oma und Opa weg, Vati kam nicht mehr am Wochenende von Königgrätz zu uns. Keiner kam mehr zu uns. Doch, die Miliz, zerrte uns ins Haus, Schüsse krachten, wir wollten raus, weg, man schmiss uns ins Treppenhaus zurück, den Leichnam, der stark blutete, hinter uns her. Wir kannten ihn nicht. Jahrelang verfolgte mich die schmerzverzerrte blutende Fratze des Mannes in Zivil. Älter war er, aber nicht so alt wie Opa, größer war er als Opa. Jetzt lag er wie ein Sack im Treppenhaus, das Blut klebte noch Wochen an der Wand. Es war mein erster Toter, andere folgten.

Ein letztes Mal an den Blutspuren vorbei. Wir müssen raus, schrie Mutti. Warum? Wohin? Ich war erschrocken. Sie hatte ein Bündel

gepackt und den Kinderwagen aus der Waschküche geholt, auf dessen Dach sie vor ein paar Wochen sich vor den Mongolen versteckt hatte. Die Mongolen kommen, tuschelten die Frauen besorgt. Sie flüchteten in die Keller und wurden geschnappt. Nur Mutti nicht auf dem Waschküchendach, da waren sie nicht drauf gekommen, dass eine Frau so flach sein kann, dass sie wie Dachpappe aussieht. Wir hatten ja kaum was zu essen in der letzten Zeit.

Also in den Kinderwagen, herrscht sie mich an. Ich will nicht, ich bin schon groß, protestiere ich. Ich werde hineingeschubst.

Weiter, ihr Nazischweine, drängelt der Tscheche mit seinem Gewehr. Wir werden nach Oberaltstadt getrieben, in Reih und Glied, Kinderwagen um Kinderwagen. Wir schlafen tagelang im quietschenden Drahtgestell im Männerlager, alte Männer, das Frauenlager ist überfüllt. Die meisten Männer sind umgebracht worden, die anderen in Gefangenschaft, von Vati keine Spur.

Die Wanzen lassen sich von der Decke fallen. Hüpfende frohlockende Wanzen. Daran kann sich meine Mutter ein Leben lang erinnern.

Alle halten den Atem an und lauschen, weil alle zehn Minuten draußen die marschierenden Männerschritte auf den Kieselsteinen knirschen. Es ist kochend heiß in dem Lager, das vorher eine

Fabrikhalle war.

Dann in den Viehwagen. Zum Glück hat er Gatter. Ich stecke meinen Kopf durch. Die Landschaft fliegt, der Staub wirbelt hoch, die Felder sind trocken, es hat lange nicht geregnet. Wir hecheln wie Hunde. Durst, schreie ich, Wasser schallt es von innen.

Bei Teplitz werden wir aus dem Zug gescheucht. Nazischweine, rufen sie, die Uniformierten. Ich habe Hunger, wimmere ich. Komm, komm! Mutti zerrt an mir. Steckt mich in den Kinderwagen, wir kommen schneller voran. Mit einem Tritt sind wir in Sachsen. Wir sind in Sicherheit, Kind, hier können sie uns nichts mehr tun.

Vergiss alles, was war!

In einem Ferienheim der Firma Madaus werden wir einquartiert, ein kleines Zimmer für uns beide allein. Wir richten uns ein in Georgental im Erzgebirge. Der nächste Winter kommt bestimmt. Im Wald sammeln wir Holz, trocknen Pilze und machen aus Beeren Marmelade. Wir gehen hamstern zu den Bauern, weiter rein ins Land, die Grenzregion ist übertoll von hungernden hamsternden Menschen. Wir sind unzertrennlich. Ich bin bei ihr, als ein Grenzer sie grapscht und zu Boden schmeißt. Sie schreit nicht, es ist aussichtslos.

Wir sind allein. Versteck dich im Gebüsch, sie schubst mich. Ich

husche unter Hollerbüsche. Noch heute spüre ich dem Duft nach. Schweißstinkender Mann, angstschwitzende Frau, duftende Früchte...

Sie steht auf, schüttelt sich die Nadeln aus den Kleidern, fährt mit einem Kamm durch ihre Haare. Wenigstens war er hübsch, murmelt sie. Komm, Kind, komm. Wir haben genug gesammelt.

Die ganze übrige Zeit bleiben wir alleine. Mein Glück beginnt. Ich habe das erste Mal und einzige Mal in meinem Leben meine Mutti ganz für mich. Wir schlafen in einem Bett. Wir zählen die Sterne in der Nacht, wenn wir nicht schlafen können und Sehnsucht haben. Ich weiß nicht, was es ist – Sehnsucht, aber Mutti sagt, sie hat es. Und dann streichele ich sie.

Wir stehen zusammen auf, dann sammeln wir wieder Holz im Wald, weil das, was wir im Keller haben, noch nicht reicht für den Winter, der hier sehr hart ist, weil wir in tausend Meter Höhe sind, sagt sie.

Ach, Mutti, sieh mal, gleich hinter dem Haus werden die Wolken geboren. Und wir schauen hinauf und die Wolken sehen aus wie flauschige Plumeaus und ich breite meine Arme aus und ich will nie wieder weg.

Ach, wenn Vati hier wäre. Sie denkt sehnsüchtig an ihren Mann. Ich

aber habe ihn ganz vergessen, ich habe alles vergessen. Ich will hier sein, mit ihr sein, ganz allein, Mutter und Kind wie am Anfang von allem Sein.

Ein halbes Jahr hatte ich eine Mutter, dann fanden wir Vati im Rheinland, mein Bruder wurde geboren, ich war nicht mehr wichtig.

Mit Achtzehn ging ich von Zuhause weg – hinter den Eisernen Vorhang, nach Westberlin; wenn ich nach Westeuropa unterwegs war, fuhr ich immer über die Elbe, an der ich gezeugt wurde in Hradec Kralove, das sie damals Königgrätz nannten, noch ahnungslos, dass ich eines Tages das Haus, hinter dem die Wolken geboren wurden, suchen, mein kleines Glück der Kindheit, und ich die Bilder von damals wieder finden würde.

Meine Mutter ist dement, mich erkennt sie kaum, wenn ich komme, auch die Geschichten von früher hat sie vergessen, aber wenn ich von dem Ferienhaus von Madaus erzähle, strahlen ihre Augen.

Ja, ich hatte ein kleines Mädchen, haucht sie mit brüchiger Stimme. Es sah Ihnen ähnlich. Ich weiß gar nicht, wo ich es gelassen habe. Ich glaube, ich habe es bei der Vertreibung verloren...



Michaela Piontek

Schätze auf Papier und eine blöde Uhr an der Wand

Versunken in eine ferne Welt sitzt sie unter der Leselampe im Ohrensessel. Er verschlingt gespannt das Tagesgeschehen der Welt – und die Fußballergebnisse natürlich auch. Still ist es im warmen, abendlichen Wohnzimmer, draußen eisiger Winter.

Und der Kleine? Eigentlich ist er irgendwie nicht da. Denn Bambi steht vor ihm mit erschrocken groß aufgerissenen Augen vor einem wilden Flammenmeer – der ganze Wald brennt lichterloh. Sollte da nicht einer schreien wie am Spieß? Aber nein, behutsam blättert der Kleine die Seite des Bilderbuches um. Jetzt ist es nicht mehr ganz still, nur ein bisschen noch. Da raschelt der Vater mit der Zeitung und auch er blättert um, da räuspert sich die Mutter und blickt auf ihren Sohn auf dem weichen Teppich. Nein, eigentlich sieht sie sofort die vielen wilden Tiere des Waldes flüchten, hört das Knistern des Feuers. Sie lächelt über dem dunklen Lockenkopf des Sohnes und

verschwindet leise wieder zwischen den Buchdeckeln in die Savanne Afrikas.

Wie furchtbar ist das eigentlich? Sie reden gar nicht miteinander, nur ihre Körper sind anwesend. Ihre Herzen und Gedanken leben in ganz verschiedenen Geschichten. Und diese Geschichten sind auch nicht einmal wirklich da. Das abendliche, warme, gemütliche Wohnzimmer, das ist wirklich da in diesem Moment – vielleicht ein Glas Wein auf dem Tisch, ein Kakao für das Kind. Und der eisige Winter draußen vor dem Fenster.

Gedanken, Worte, Bilder auf Papier gebannt, wirkend nur im Innern eines jeden Einzelnen. Kein Wort durchbricht die Stille – wie furchtbar ist das denn, kaum ein Blick? Und doch ist es ein gemeinsamer Abend, an der Wand tickt leise die Uhr. Die Mutter hört es in Afrika und ganz besonders der Kleine vor dem brennenden Wald. Mit Bambis großen Augen wirft er ab und an einen Blick hinauf an die Wand, ob es wohl schon Schlafenszeit wäre. Ein wenig ängstlich schaut er drein – ob er wohl heute noch erfahren wird, wie Bambi und den anderen Tieren die Flucht aus dem Wald gelingt?

Ob die Menschen damals Angst bekamen, wie das wohl werden würde? Als es die ersten Zeitungen, die ersten Bücher für jedermann zu kaufen gab? Alle Worte nur noch gedruckt, gelesen und das so still mit sich selbst allein.

Ob sie Angst bekamen, dass das geschriebene Wort ihre Welt, zumindest ihre gemütlichen Abende, verändern könnte? War es nicht eine Gefahr für die Gesellschaft, für die gesamte Kultur des Miteinanders, dieses gedruckte Wort? Früher wurde am Abend vom Tage erzählt, es wurde Hausmusik gemacht...

Das war doch eine viel schönere, bessere Zeit.

Das war eine gute alte Zeit. Aber dann wurde aufgeklärt. „Informiert“ nennt man das ja. Angefangen bei der Sache mit Gott konnte jetzt alles nachgelesen werden. Die Bibel nicht mehr nur auf Latein vorgelesen in der Kirche, sondern auch der Bauer selbst konnte sie lesen – wenn er denn lesen konnte...

Was in der Zeitung steht, das ist übrigens die Wahrheit. Nicht, was einst der Herold des Königs auf dem Markt verkündete. Was zählt, das steht in Büchern, die sagen wie die Welt tatsächlich funktioniert und warum wir überhaupt hier sind. Die

lesen wir und wissen Bescheid. Das ist gewiss und sehr viel wichtiger als ein Wort auf du und du oder gar ein Lächeln.

Ich frage mich wirklich, ob die Menschen vielleicht furchtsam waren damals und gar nicht neugierig oder gar wissbegierig, als das gesprochene Wort zum gedruckten wurde. Genauso furchtsam wie mancher heute vor dem Internet. Nicht unberechtigt sicherlich, aber auch in einem Buch, sogar in einem Bilderbuch kann der Mensch versinken.

Kann der Mensch immer, sich verlieren in sich selbst oder in einem Medium – sich selbst finden aber auch...

Die Uhr an der Wand steht jetzt auf acht. Viele Tiere sind vor dem Feuer geflohen, fliehen noch immer auf vielen Bildern. Aber der Junge wird heute nicht mehr erfahren, was aus Bambi wird. Der Vater hat die Zeitung zur Seite gelegt und greift jetzt nach seinem Glas Wein. Die Mutter ist viel zu schnell aus Afrika zurückgekehrt. Zwei Buchdeckel klappen zu und behalten, zumindest für diesen Abend, ihr Geheimnis von Afrika für sich. Da steht sie auf und beugt sich zu ihrem Sohn hinab, streicht lächelnd über seinen Kopf. Gleich bringt sie ihn zu Bett, deckt ihn liebevoll zu – und einen dicken Kuss bekommt er auch.

Darüber ist er aber gar nicht froh, denn immer noch denkt er an Bambi und sein Schicksal. Schuld ist nur die blöde Uhr an der Wand, die macht, dass er ins Bett muss und heute nicht mehr erfährt, wie es weitergeht.



Sigrid Jamnig

Angst vor den Wörtern

Ich sitze hier und habe nichts zu tun. Dabei weiß ich ganz genau, dass ich nur zu sagen bräuchte, dass ich nichts zu tun habe, und sofort würde es sich ändern. Aber ich tue es nicht. Alles in mir sträubt sich dagegen. Ein Wort – und alles würde sich ändern. Eine Sperre in mir lässt nicht zu, dass ich die Wörter formuliere und mein Leben ein klein wenig besser mache. Schon lange habe ich dieses Problem.

Es ist schon vorgekommen, dass ich die Blockade überwunden habe. Nur leider hat diese Begegnung mit meiner größten Angst nicht den gewünschten Erfolg gebracht. Dabei hat es Wochen gedauert, bis ich mir endlich genug Mut gemacht habe. Immer wieder musste ich mir gut zureden. Die Last der Langeweile lag wie ein schweres Gewicht auf meinen Schultern. Also habe ich es getan. Ich bin aufgestanden, habe mich der vielen unzähligen Wörter bedient, welche unsere Sprache ausmachen, aber auch so unglaublich schwer, eine neue Sprache zu erlernen. Und dann habe ich es gesagt: „Ich habe gerade nichts zu tun. Kann ich etwas helfen?“

Zwei einfache kurze Sätze haben mich Wochen an Vorbereitung gekostet. Die Hindernisse schienen unüberwindbar hoch. Immer wenn ich daran gedacht habe, hatte ich furchtbare Bauchschmerzen, zu denen sich nach kurzer Zeit auch drückende Kopfschmerzen gesellten. Ich zitterte. Eine Panikattacke meldete sich an. Mein Blick schien leicht verschwommen zu sein. Ich konnte mich nicht mehr konzentrieren.

Trotz der ganzen Strapazen habe ich mich gut gefühlt. Mir war es gelungen, mich mitzuteilen. Ich hatte etwas zu tun und war beschäftigt. Fast hatte ich das Gefühl, dass es doch etwas bringt, wenn man über den eignen Schatten springt.

Nur leider hat dieses Hochgefühl nicht lange angehalten. Wenige Tage, nachdem ich mich überwunden hatte, war alles wieder so wie davor. Wieder sitze ich hier und habe nichts zu tun. Worin bitte liegt Sinn, wenn man die eigenen Probleme anspricht und sich dann aber rein garnichts ändert. Fast scheint es ein ewiger Kreislauf zu sein. Habe ich einmal den Mut zur Sprache gefunden, dauert es nicht lange, und ich stehe wieder am Anfang.

Zu dieser unsäglichen Langeweile, nichts zu tun zu haben, kommt die Frage nach dem Warum. Bin ich nicht gut genug, um hier mitzuhelfen? Arbeite ich vielleicht einfach zu schnell? Kann es sein, dass ich mich unverständlich ausdrücke? Rede ich etwa Chinesisch?

Niemand hat eine Antwort auf diese Fragen, dabei muss es doch einen Grund geben, warum ich eingestellt wurde. Ich weiß es nicht, und ich habe Angst.

Schon seit ich denken kann, habe ich Angst. Ich hatte immer schon wenige Freunde, mit denen ich reden konnte. Mich mitzuteilen war schon immer das Schwerste für mich gewesen. Dabei war es nicht so, dass ich mich nicht ausdrücken konnte. Ich habe mich einfach nicht getraut, Wörter über meine Lippen zu lassen.

Nun stehe ich wieder an der gleichen Stelle. Wieder versuche ich, genug Mut zu sammeln, um auf meine Situation aufmerksam zu machen. Es kommt mir um Einiges schwerer vor als beim letzten Mal. Die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Unterfangens drängt sich mir auf. Es fällt mir so immer schwerer, auf mein Problem aufmerksam zu machen.

Da meine Langeweile immer länger andauert und ich sie nicht überwinden kann, versuche ich, mir Hilfe von außen zu besorgen, jemanden, der mir dabei helfen kann, die richtigen Wörter zu finden. Nach einiger Zeit habe ich auch tatsächlich jemanden gefunden. Eine Psychotherapie nennt sich das. Schon seit Jahren habe ich mit dem Gedanken gespielt, eine Therapie zu beginnen; aber erst die jüngsten Ereignisse haben den Ausschlag dafür gegeben, tatsächlich eine anzufangen. Auch hier fällt es mir

unglaublich schwer, über meine Probleme zu sprechen. Mein Innerstes zu offenbaren. Es kommt mir fast so vor, als würden die Wörter der deutschen Sprache nicht ausreichen, um mein Problem zu beschreiben. Dabei gibt es sogar ein Wort, welches meine Ängste beschreibt – soziale Phobie.

Ich leide an einer sozialen Phobie. Der Grund, warum es mir so Angst macht, mich mitzuteilen, obwohl ich doch einfach nur etwa so sein möchte wie andere. Ich möchte neue Leute kennenlernen. Ich möchte mich verlieben. Ich möchte mich nicht mehr langweilen. Ich möchte an Gesprächen teilnehmen und nicht nur der unsichtbare Zuhörer sein.

Meine Angst bestimmt mein Leben. In der Schule waren meine Noten nicht so gut, wie sie hätten sein können, weil ich mich nicht gut genug auszudrücken wusste und nicht selbstbewusst genug war. Ich war noch nie verliebt, weil ich es nicht schaffte, einen Mann nah genug an mich heranzulassen. Es fällt mir schwer, Fremdsprachen zu lernen, weil ich Angst davor habe, dass ich Wörter falsch aussprechen könnte. Wenn ich mit Freunden ausgegangen bin, war ich immer die stille Zuhörerin, und sobald mich jemand Fremdes angesprochen hat, bekam ich Fluchtgedanken und wollte einfach nur nach Hause gehen.

Ich habe meine Meinung. Nur nie bekommt sie jemand zu hören, weil ich einfach Angst habe. Ich habe so viel Angst, dass meine Psychotherapie nur sehr langsam vorangeht. Unterstützende Anti-Depressiva haben auch nicht den gewünschten Erfolg. Die Frage „Was hält mich hier auf dieser Welt?“ wird zu einem Mittelpunkt meines Denkens. Lange Zeit habe ich mit dem Gedanken gespielt, diese Welt zu verlassen, aber auch dafür fehlte mir der Mut.

Und so lebe ich einfach immer weiter vor mich hin. Trotz meiner Fehlschläge und der schlimmen Langeweile gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass sich vielleicht doch noch irgendwann alles ändern wird. Dass ich es irgendwann schaffe, die Sprache für mich zu entdecken, und alle die Dinge, welche ich schon immer sagen wollte, in die Welt hinausschreie.

HIER BIN ICH!! ICH BIN ANDERS UND STOLZ DARAUF! GIB MIR MEHR ZU TUN! ICH LIEBE DICH!



Die Sprache der Gewalt

Ein Teller fliegt durch die Luft und verfehlt die Frau nur um Haaresbreite. „Soll ich den Fraß etwa essen?“ brüllt ein Mann so laut, dass die Wände zittern. Die Frau zuckt zusammen. Sie hat Angst – und keine Ahnung, was sie jetzt schon wieder falsch gemacht hat. „Es tut mir leid!“ stammelt sie verzweifelt. Wie schon so oft entschuldigt sie sich für etwas, ohne zu wissen, weshalb und ohne etwas falsch gemacht zu haben. Aber der Mann kennt kein Erbarmen. Er brüllt weiter, dass sie so ein Nichtsnutz sei und nichts richtig mache. Schon bald reichen ihm Wörter nicht aus. Seinen Fäusten hat sie nichts entgegensetzen.

Ein Auto steht in Flammen. Eine johlende Menge steht herum. Laut brüllt sie ihre Forderungen heraus. Der Sparkurs der Regierung soll aufhören. Denkt sie denn nicht darüber nach, dass das Land dabei ist, pleite zu gehen? Wie sollen es denn nur die laufenden Rechnungen bezahlen?

Diese Fragen interessieren die Menschen nicht. Sie wollen auf nichts verzichten. Der Preis ist ihnen gleich. Ein weiteres Auto geht in Flammen auf. Scheiben werden eingeschlagen. Sie versuchen, sich nur Gehör zu verschaffen, und gehen dabei über Leichen.

Das Fußballteam hat verloren. Die Fans sind stinkig und betrunken. Die Anhänger der Gegner sind ganz euphorisch und ebenso betrunken. Aus Spaß werden die andern aufgezogen. Und das nur wegen eines verlorenen Spiels. Die Antwort sind nicht etwa Worte oder der Versuch, sie zu ignorieren. Nein, die Antwort besteht aus handgreiflichen Wortgefechten. Ist ihnen nicht klar, dass es hier nur um Sport geht? Als ob die Fans etwas dafür können, nur weil das Team verloren hat.

Mit einem lauten Getöse fliegt das Haus in Stücke. Wenige Meter weiter explodiert eine weitere Bombe. Menschen rennen hilflos umher. Man versucht, sich zu verstecken. Überall ertönen Schreie. Menschen werden gesucht. Untermalt wird das Szenario von dem dröhnenden Lärm der Kampfflugzeuge, welche überall ihre zerstörerischen Geschenke abwerfen. Nur freut sich niemand darüber. Kinder weinen. Die Gründe dafür sind absolut unverständlich. Geht es um die Position der Grenze? Oder doch um eine Religion? Vielleicht ist auch nur jemand mit der Regierung unzufrieden. Die Menschen haben aufgegeben nachzufragen. Neugierde bringt nur mehr Leid. Und die, die das Ganze angezettelt haben, verstecken sich in ihren schicken Büros und Häusern und versuchen sich krampfhaft einzureden, dass sie richtig handeln und die Macht zu Recht besitzen.

Mit quietschenden Reifen kracht ein brennender Bus in die Hausmauer des Schulgebäudes. In dem Bus hat sich jemand in die Luft gesprengt. Ein sogenannter Selbstmordattentäter! Ein Befürworter des Heiligen Krieges! An einem Kriege ist nichts Heiliges zu erkennen. Denken sie tatsächlich, dass sie auf diese Art und Weise etwas in der Welt verändern? Hat nicht jeder Mensch das Recht, seine ganz persönliche Religion oder Meinung zu haben? Warum maßt sich jemand an, über das Leben von anderen zu entscheiden?

Mit einem Gewehr in der Hand stürmt ein junger Schüler sein Schulgebäude und eröffnet das Feuer. Kinder rennen herum und schreien. Die Lehrer sind hilflos angesichts dieser Gewalt. Er hat sich ausgeschlossen gefühlt und hatte nur wenige Freunde. Vielleicht war er in die Freundin eines Anderen verliebt. In der Schule wurde er gemobbt. Am Ende richtete er sich selbst.

Denkt er wirklich, dass er auf diese Art gemocht wird? Haben die ganzen gewalttätigen Computerspiele sein Gehirn schon so vernebelt, dass er sich nicht mehr anders zu helfen weiß? Er hatte eine einzigartige Persönlichkeit. Er war anders. Sollte er nicht stolz darauf sein, nicht zum populären Durchschnitt zu zählen? Man muss auf andere Menschen zugehen und sich ihnen öffnen, um gemocht zu werden. Niemand folgt einem in die eigene Phantasiewelt.

Eine junge Mutter verpasst ihrem Sohn eine gewaltige Ohrfeige. „Kannst du nicht mal still sein?“ brüllt sie nahezu hysterisch. Der Bub hält sich die Wange und versteht die Welt nicht mehr. Hat er seiner Mama was getan? Hilflos beginnt er zu weinen. Nur ärgert das die Frau noch mehr. Mit weiteren Schlägen versucht sie, sich Stille zu verschaffen. Der Kleine hat keine Ahnung, was er angestellt hat. Er wollte doch nur spielen.

Die Kugel trifft sie auf Anhieb mitten ins Herz. Mit der rauchenden Pistole in der Hand steht die Frau über der Leiche der Frau. Das hast du jetzt davon, wenn du mir meinen Mann ausspannen willst, denkt sie und versucht, die Leiche dann verschwinden zu lassen.

Wenn sie auch in der Beziehung solch gewalttätige Anwendungen an den Tag legt, kann ich verstehen, warum der Mann sich in eine Andere verliebt hat.

Diese acht Beispiele und noch zahllose andere Situationen beschreiben, wie sich Menschen mit Hilfe von Gewalt Gehör verschaffen wollten. Es wird versucht, sich mit Hilfe von Fäusten oder Bomben mitzuteilen. Anstatt das Gespräch zu suchen, wird versucht, sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen.

Die Gründe dafür sind zahlreich und allesamt sinnlos. Ob es nun um Religion, Grenzen oder Politik geht, es ist immer das unschuldige

einfache Volk das Opfer. Menschen werden, nur weil sie anders sind, diskriminiert. Leute werden erschossen, weil die Gesellschaft es verlernt hat, Probleme anzusprechen. Filme, Computerspiele und das Internet vermitteln farbenfroh, wie einfach es ist, die eigenen Probleme mittels Handgreiflichkeiten zu lösen. Es ist selbst in unserer Gesellschaft verblüffend einfach, sich eine Schusswaffe zu besorgen.

Wenn man die Zeitung aufschlägt oder die Nachrichten einschaltet, bringt jede zweite Meldung die Sprache der Gewalt zum Ausdruck. Jemandem eine Ohrfeige zu verpassen ist einfacher als zu sagen: „Du hast mich verletzt! Es tut mir weh, dass du so denkst!“ Eine angeregte Diskussion mit den Fäusten zu beenden, ist einfacher, als zuzugeben, dass einem keine Argumente mehr einfallen. Leute in der Schule über den Haufen zu schießen, ist einfacher, als auf die Mitschüler zuzugehen und zu sagen: „Ich wäre gern dein Freund“ oder: „Könntest du mir bitte helfen?“

Wann werden die Menschen begreifen, dass „eine Bombe in die kommunistischen Länder zu schießen“ das Leid und die Verzweiflung nicht beenden kann? Was muss passieren, damit Völker begreifen, dass ein Bürgerkrieg die Dinge nur verschlimmert?

Es fällt einem leicht, über andere zu urteilen; dabei liegt die Macht, etwas zu ändern, bei jedem selbst. Wenn man anfängt, die eigene

Angelegenheit mit Wörtern und Verstand zu regeln, dann ist man auch ein gutes Vorbild für nachfolgende Generationen.

Ich bin eine überzeugte Pazifistin. Ich weiß, dass ich mit Prügeleien keine Änderungen herbeiführen kann. Ich weiß, dass niemand das Recht hat, über das Leben eines anderen zu entscheiden. Ich weiß, dass ich die Meinungen anderer respektieren muss. Ich weiß, dass ich andere nicht zwingen kann, die Arbeiten auf die gleiche Art wie ich zu erledigen.

Ich hege die Hoffnung, dass es irgendwann zu einem Umdenken kommt. Nur hoffentlich, bevor die Menschen es schaffen, die Welt in die Luft zu jagen.



Jörg Pönnighaus

Sprachlos

oder

Krankenbesuch auf einer Palliativstation

Meine Frau und ich fragten im Stationszimmer der Palliativstation nach, wo Herr Böhm liege. Er lag im selben Zimmer, Nummer 38, wie bei meinem letzten Besuch [Herr Böhm war eine Woche daheim gewesen].

Herr Böhm saß halb aufrecht in seinem Bett, bleich, das Gesicht eingefallen, nur die Nase stak noch gerötet aus seinem Gesicht hervor. Ich schüttelte ihm die Hand, dann grüßte ich seine Frau, die zwischen Bett und Fenster saß. Sie holte zwei Stühle, für Jutta und für mich.

Wir setzten uns.

„Haben Sie Schmerzen“, fragte ich Herrn Böhm nach einer Weile.

Er schüttelte den Kopf: „Nein.“

„Er hat gerade eine Spritze bekommen“, sagte Frau Böhm.

„Ich würde gerne mit dem Oberarzt allein sein“, meinte Herr Böhm.

„Ich wollte eh vorschlagen“, wandte sich Jutta an Frau Böhm, „dass wir zusammen eine Tasse Kaffee trinken gehen.“

Die beiden verließen das Zimmer.

Ich setzte mich aufs Bett, ans Fußende.

Herr Böhm streckte mir seine Hand aus, ich streichelte sie eine Weile.

„Ich habe es falsch gemacht“, sagte Herr Böhm schließlich, „ich hätte auf Sie setzen sollen. Ich habe es falsch gemacht.“

„Sie haben nichts falsch gemacht.“

„Doch,

ich habe es falsch gemacht.

Ich will Ihnen noch was sagen.

Ich will Ihnen noch was sagen,

aber ich kann es nicht“. Herr Böhm sah mich hilflos an.

„Was wollen Sie mir denn sagen?“

„Ich wollte,

ich wollte Ihnen noch die Wahrheit sagen,

aber ich kann es nicht. Ich weiß es nicht.

Ich wollte Ihnen noch was sagen, aber ich weiß es nicht.“

„Haben Sie es vergessen?“

„Nein, ich kann es nicht.“

Wir schwiegen.

„Am liebsten möchten Sie jetzt schnell einschlafen und nicht wieder aufwachen?“

Herr Böhm nickte: „Ja!

Das wäre schön,

aber ich wollte Ihnen noch was sagen,

Ihnen noch was sagen.“

Wir schwiegen.

„Kommt Ihre Tochter dieses Wochenende?“

„Nein, ich wollte nicht, dass sie kommt.“

„Sie wollten Ihre Ruhe haben?“

„Ja, ich wollte meine Ruhe haben,
und ich wollte Ihnen noch was sagen.“

„Wenn Sie im Jenseits sind“, sagte ich schließlich, „hätte ich einen Wunsch: Dass Sie im Traum zu mir kommen und mir erzählen, wie es dort ist. Es geht bestimmt weiter, wir wissen nur nicht genau, wie.“

„Ja, bestimmt.“

„Wenn Sie sich das nur fest genug vornehmen, können Sie es mir vielleicht im Traum erzählen.“

„Ja, ich werde es versuchen;
aber ich wollte Ihnen noch was sagen,

ich wollte Ihnen noch was sagen, aber ich kann es nicht.“ Herr Böhm hustete heftig und spuckte den rötlichen Auswurf in den metallenen Becher. „Die letzte Nacht war schlimm. Ich würde so gerne mal einen Schluck trinken!“

Herr Böhm sprühte sich immer wieder Zitronensaft in den Mund.
„Das tut gut! Ich wollte Ihnen noch was sagen.“

Es tropfte nur klare Flüssigkeit ein, vermutlich Kochsalzlösung. Keine künstliche Ernährung mehr. Und so bleich wie seine Lippen

waren, hatte Herr Böhm vermutlich auch abgelehnt, noch mehr Bluttransfusionen zu bekommen. Vielleicht hätte er das schon früher ablehnen sollen. Aber man muss ja so weit sein.

Wir schwiegen.

Aus der Stadt heulte die Sirene herauf.

„Drei Uhr“, sagte Herr Böhm, „Probealarm.“

Wir schwiegen.

„Haben Sie das auch gehört?“

„Nein, was denn?“

„Ich dachte, jemand habe Feuer gerufen.“

„Ich habe nichts gehört.“

Auf dem Gang kamen Schritte näher und entfernten sich wieder.

„Ich wollte Ihnen noch was sagen,

die Wahrheit,

aber ich weiß es nicht mehr. Ich weiß es nicht mehr.“

Irgendwann kamen Jutta und Frau Böhm zurück: „Stören wir, sollen wir noch einmal gehen?“

Ich schüttelte den Kopf und Herr Böhm schüttelte auch den Kopf.

Er hustete und Frau Böhm hielt ihm den Spucknapf hin für sein rötliches Sputum.

Ich dachte, es sei Zeit zu gehen. Herr Böhm hatte wieder Schmerzen. Er klingelte. Eine Schwester kam, freundlich lächelnd. Herr Böhm zeigte auf seinen Bauch.

„Eine Spritze?“

Herr Böhm nickte.

„Ja sicher“. Sie ging wieder.

Ich stand auf und drückte Herrn Böhm die Hand. „Ich denke, wir werden uns noch einmal wiedersehen. Wenn nicht, wünsche ich Ihnen eine gute Reise!“

Jutta verabschiedete sich ebenfalls, Herr Böhm hielt lange ihre Hand.



Britta Knuth

Annahme

Wenn erst einmal die Stimmen gezählt sind, Laut für Laut

sie im Amt zusammengetragen werden

vom Volk

zur Volksabstimmung

Wenn erstmal die Worte eingesäumt sind

in Papier

zu Versen geschmückt

oder in Textstellen gepresst,

Seite für Seite

dann bleibt der Mund nicht mehr leer

kein **Wort** – **los**

und doch gilt oftmals im Leben nur das **Los**

wie du es ziehst

ob als Schicksal oder Fügung –

Nimm das Los an!

Die Entscheidung.

Die Wahl.

Die Laute und den Klang.

Oft wird ein Lautlos in deinem Leben mehr Klang haben als ein
Wort.

Es wird entschieden, und du hast keine Wahl.

Seite für Seite

Tag für Tag

In deinem Leben

Leben leben.

Das Rollfeld der Buchstaben



Das
Rollfeld
der Buch-
staben, es
zieht stets
seine Bahnen.

Die Augen bew-
gen sich ständig
voran. Erfasse den

Text und scheue dich
nicht, darüber zu schmun-

zeln, was man alles so machen

kann. So purzeln die Wörter

die Treppe hinab. Ins Grab.

Britta Knuth



Stummklang

Die Stimme ins Stumm ward verhüllt

Sie f e h l t

Empfindungen sind längst schon verknüllt

Es QUÄLT

Das Wort ins Wortlos getaucht

Ins L e e r e

Verbales scheint längst schon verbraucht

Das SCHWERE

Beschreibungen nicht mehr gelingen

Ein Wort l o s

Gefühle kann auch nicht bezwingen

Einst sorg l o s

Erlebtes ins Herze mir sticht

v e r h a l l t

Der Kummer die Worte zerbricht

v e r s c h a l l t

Kein Klang das Gehör mehr erreicht

Organlos

Kein Satz diesem Mund mehr entweicht

Akzentlos

Der Mund ist so lautlos geblieben

Nur A - t - e - m

Gesagtes für immer verschwiegen

V - e - r - r - a - t - e - n

Christoph Kuhn

Mutter Sprache streift durchs Vaterland

Sie ist von Kopf bis Fuß auf Wörter eingestellt. Manche liegen ihr auf der Zunge, sie bietet ihnen die Stirn: Raus mit der Sprache!

Sie steht beileibe nackt da. Vom Scheitel bis zur Sohle findet sie an sich selbst kein gutes, gekrümmtes oder gespaltenes Haar. Was sie faustdick hinter den Ohren hat, hängt ihr hartnäckig zum Hals heraus und sie hat die Nase voll davon, nimmt es auf die leichte Schulter.

Sie ist eine ehrliche Haut mit Hand und Fuß, der manchmal eine Laus über die Leber kriecht. Blamiert sie sich bis auf die Knochen, geht es ihr am Arsch vorbei. Großherzig ist sie und weiß, dass niemand, der abgenabelt ist, aus seiner Haut, dem dicken Fell, kann.

Will ihr jemand auf den Senkel, ans Leder und die Wäsche gehen, lässt sie sich nicht lumpen. Doch oft platzt ihr der Kragen oder die Hutschnur. Sie hat nicht mit allen was am alten Hut; den wirft sie in den Ring

oder hängt ihn an den Nagel. Gut betucht wie sie ist, gilt ihr die Westentasche als Gedächtnis. Was sie mit Samthandschuhen anfasst, daraus wird kein Kinderschuh, der drückt und in den man ihr etwas schiebt.

Das Deckmäntelchen ist ihr Jacke wie Hose, die sie sich nicht mit der Kneifzange anzieht. Das Hemd ist ihr näher als der Rock – vor allem das letzte, ohne Taschen.

Im Haus wirft Mutter Sprache das Handtuch, weil sich die Balken biegen und der Ofen aus ist. Sie tappt im Dunkeln in Fallstricke und verliert den Faden, mit dem man sie umgarnt.

Wo die Gerüchteküche brodelt, riecht sie – mit einem Kloß im Hals – gleich den Braten, der billiger ist als die Soße.

Sie schleicht nicht lange um den heißen Brei, den viele Köche verderben, sondern löffelt die versalzene Hecht-suppe aus, die sie ihr einbrockten – verbrennt sich die Zunge und riskiert einen Blick über den Tellerrand, bevor sie den Löffel abgibt.

Sie macht nicht auf treulose Tomate oder gekränkte Extraleberwurst (um die es geht), weil ihr – so ein Quark

– nichts aufs Brot geschmiert wird, sie in die Pfanne gehauen und untergebuttert wird und nichts gebacken kriegt. Dafür kriegt sie ihr Fett ab, lässt sich reinen Wein und kalten Kaffee einschenken, Wermutstropfen verabreichen, Honig ums Maul schmieren. Ihrem Affen gibt sie Zucker und raspelt Süßholz. Doch gut Kirschen essen ist mit ihr nicht.

Erbsen zählt sie, die keinen Pfifferling wert sind, bloß einen Apfel und ein Ei – wie das Milchmädchen errechnet hat. In den sauren beißt sie und trinkt sauer Bier; damit ist es Essig. Dafür gehen die Rosinen im Kopf ab wie warme Semmeln, geschnitten Brot und kleine Brötchen.

Dann steht sie auf der Matte und auf dem Schlauch, der ins Freie reicht. Zu den Holzwegen und Durststrecken. Mal bläst ihr der Wind ins Gesicht, mal hat sie Rückenwind, bekommt Donnerwetter zu hören, spürt dicke Luft, warmen Regen, stapft durch Schnee von gestern. Beim Gipfeltreffen nimmt sie kein Blatt vor den Mund, sondern verbrennt ihn sich. Sie blickt in Abgründe, wirbelt Staub auf, bringt Steine ins Rollen, tritt Lawinen los. Bevor sie auf der Gratwanderung die Talsohle erreicht, sitzt sie an der Quelle, sieht, was den Bach

runtergeht, wie alles im Fluss ist, hat nahe ans Wasser gebaut (wer es ihr abgraben will, wird auf Granit beißen!). Ein Stück schwimmt sie gegen den Strom, um zu neuen Ufern aufzubrechen, wieder Boden zu gewinnen. In den möchte sie zuweilen versinken, mal brennt er ihr unter den Füßen, und sie ist selbst Feuer und Flamme. Sie denkt, sie stünde im Wald, sieht große Tiere in der Elefantenrunde, in der Höhle des Löwen – dann auch kleine, wie Hund und Katze.

Sie kommt zum Gemüsegarten, wo es aussieht wie Kraut und Rüben. Sie fällt mit der Tür ins Haus, in die Kinderstube. Dort wird alles unter den Teppich gekehrt oder an die große Glocke gehängt, Porzellan zerschlagen oder alle Tassen im Schrank. Man greift in die Mottenkiste, tritt in Fettnäpfchen, nimmt kalte Duschen.

Mutter Sprache hält ihnen eine Gardinenpredigt, liegt ihnen in den Ohren, zieht ihnen die Wörter aus der Nase und dreht sie ihnen im Mund herum, bietet ihnen die Stirn, geht ihnen unter die Haut in Fleisch und Blut über, prüft sie auf Herz und Nieren.



SCRABBLE

Der Erste legt WORT.

Der zweite nimmt das T für LICHT.

Der dritte borgt das O für GOTT.

Sind Eigennamen erlaubt?

Nein: ER sei Idee, abstrakt.

Nun denn – GOTT bleibt,

Das Spiel geht weiter.

TIEFE wird gelegt und

HIMMEL ERDE WELTALL.

Pflanzen wachsen, Tiere treten auf.

ADAM ist nun wirklich nicht erlaubt

Und EVA leider.

Menschen überm Spielfeld

Flüstern Wortwerte.



IN DEN SPRACHEN DER WELT

redet das radio

ins zimmer

nur die pflanzen hören

das holz der möbel

manchmal schlagen sich bücher auf

widersprechen den nachrichten

antwortet die bibel

nichts neues unter der sonne



Der Sinn des L

Es macht die ENGE zum ENGEL,

die KETTE zur KLETTE,

das GAS zu GLAS,

das GUT zur GLUT,

und MICH

zur MILCH



Der Ohrwurm

Der Ohrwurm fand ein offnes Ohr,

mit Eingang ohne Tür und Tor.

Da kroch er ohne Scheu hinein,

hier war er Wurm, hier konnt' er sein.

Er wollte eine Bleibe finden,
sich durch die Ohrengänge winden.
Auf seinem Weg aß er nur Schmalz,
das schmeckte ihm zu sehr nach Salz.

Das Ohr gehörte einem Mann,
der hörte einen Chor sich an.
Doch bald vernahm er diesen Chor nur noch mit dem einen Ohr.

Im andren juckt es unerhört.
Der Wurm ist eben umgekehrt.
Weil es ihm hier nicht gut gefiel,
sucht er sich nun ein neues Ziel.

Da sagt der Mann: „Ich möchte schwören,
noch niemals konnte ich so gut hören!“



Total okay

Wir als Deutsche verfügen – wie auch Russen, Italiener und alle englisch sprechenden Menschen – über ein schönes einsilbiges Wort zur Bestätigung, zur Beantwortung von Entscheidungsfragen. Sind wir neuerdings dabei, das Ja abzuschaffen?

Statt froh darüber zu sein, dass es so kurz geht, in der immer „schnelllebiger“ werdenden, auf Effizienz ausgerichteten Zeit, wird oft, immer öfter mit „Genau“ geantwortet, statt mit „Ja“. „Genau“ breitet sich inflationär aus.

Fragt man jemanden, warum er, wo er mit derselben Selbstverständlichkeit auch einfach „Ja“ sagen könnte, mit „Genau“ antwortet – er wird's nicht wissen. Vielleicht will er einfach nicht zu den willfährigen „Ja-Sagern“ gehören.

Das reine Ja hat anscheinend nur noch bei der Volksabstimmung Bedeutung. Und wo es ja auch wirklich wichtig ist, ein deutliches Ja zu hören, heißt es ausdrücklich vor Altären und bei Vereidigungen: Antworte Ja (mit Gottes Hilfe).

Manche antworten statt mit „Ja“ sogar noch umständlicher und mehrsilbiger: „Absolut“, „Hundert pro“, „Definitiv“, „In jedem Fall“ oder „Absolut kein Thema“.

Wo es um Genauigkeit geht, mag „Genau“ als Antwort passen – etwa auf die Frage: „Hast du auch den Messwert 37,8 ermittelt?“ Doch gibt es bestimmt keine Frage, auf die die Antwort „Genau“ zwingend wäre.

„Besuchst du mich zu Weihnachten?“ – „Genau“. Das ist sonderbar.

„Ich bin echt froh, dass ich in dem Film war, er ist super geil.“

„Genau!“ Offensichtlich gilt „Genau“ nicht nur als besonders gesteigertes „Ja“, sondern stellt, wie in diesem Beispiel, auch jeden Superlativ in den Schatten. Als unangemessene Entgegnung war „Genau“ sogar schon zu hören auf die Bitte: „Grüß deinen Mann!“

(Vielleicht steckte dahinter der Gedanke: Genau, der ist ja zu Hause geblieben.)

Auch Okay ist, statt des einfachen Ja-Wortes, wieder mehr im Schwange: als bestätigender Zuhörereinwurf mit und ohne fragenden Unterton und/oder beschwichtigend. „Okay, okay, okay!“ Ein Wort, das sich, wird es als Wertschätzung benutzt, beliebig steigern lässt durch echt, extrem oder total.

Vielleicht kann demnächst auch auf „Danke!“ mit „Genau“ oder „Okay“ geantwortet werden, nur hat sich hier „Gerne“ eingebürgert oder auch: „Aber immer!“ oder „Dafür nicht!“ Wie auch auf „Verzeihung“ kaum noch mit „Bitte“ geantwortet wird, sondern mit:

„Kein Problem!“ oder „Nichts passiert!“

Ähnlich dem Ja ergeht es dem Nein. Alternativen dazu sind: „Eher nicht“ und „nicht wirklich“ (wo ja sonst „wirklich“ zugunsten von „echt“ fast verschwunden ist.)

„Es ist einem Mann eine Freude, wenn er richtig antwortet, und wie wohl tut ein Wort zur rechten Zeit“, lautet ein Bibelspruch und ein zweiter: „Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein.“ Genau! Warum mehr Worte als nötig.



Die Dinge und Sachen

Guter Dinge packen wir unsere sieben Sachen und reisen zum Urlaubsort mit hundert Sachen auf dem Landweg oder gar mit tausend Sachen durch die Luft. Doch gut Ding will Weile haben. Also Entschleunigung: Mein Duden aus den fünfziger Jahren kennt sie noch nicht, auch nicht das Gegenwort Schnelllebigkeit.

Doch zum Sachverhalt: Warum heißt es nicht „sieben Dinge“ oder „gut Sache“? Ding ist abgeleitet von Thing – die Versammlung, wo man Sachen verhandelte. Inzwischen gelten beide Begriffe sowohl für etwas von materieller als auch ideeller, abstrakter Art. Der Sprache gebriecht es eben zuweilen an Logik. Nicht nur, wenn so oft von Vortäuschung falscher Tatsachen geredet wird.

Man harrt der Dinge, nicht der Sachen, die da kommen. Es gibt das Unding, aber keine Unsache, kein Urding neben der Ursache, keine Dinglage oder Dingbeschädigung und nur das Unbedingte.

Wie unterscheiden sich Dinge von Sachen? Sind die Dinge höher als die Sachen? Die großen Dinge, die Gott tut, bei dem kein Ding unmöglich ist; die köstlichen und schlimmen und unverrichteten Dinge des Lebens, über denen man steht oder nicht steht; die letzten Dinge, die Glaubensdinge, die sich der Vorstellung entziehen.

Dass in allen Dingen ein Lied schläft (Eichendorff) und alles Ding seine Zeit währt (Gerhardt), deutet auf die Dingwelt hin: lauter kleine und größere dingliche Dinge. Manche untrennbar mit uns verbunden, uns eingepflanzte Augenlinsen, Bypässe, Schrittmacher, Hüfteile; andere Dinge umgeben uns – bedingungslos unentbehrliche, nutzlose, luxuriöse, gefährliche Dinge, Dinge, die uns beherrschen. Sie gelten als tot und werden doch in kurz- und langlebig eingeteilt, führen oft ein Eigenleben – Güter, Schätze, zu denen wir im Verhältnis stehen, die sich uns anzupassen scheinen, Erinnerungen wecken, Geschichten erzählen, denen wir Gefühle entgegenbringen: Wut auf's Auto, das stehen bleibt oder auf den Computer, der abgestürzt ist; daneben die alte Jacke, Tabakspfeife oder Geige, die wir lieb gewonnen haben.

Das Ding an sich (Kant) und die vielen Dinge zwischen Himmel und Erde – erhabene und profane – versammeln sich unter demselben Wort. So auch die Sachen. – Führe meine Sache und erlöse mich (Psalm); ich hab mein Sach' Gott heimgestellt (Leon); ein Herz, das seiner Sache gewiss ist (Sirach); die runde, die gemeinsame gute Sache, um die es geht; unglaubliche Sachen, geheime Verschlussachen, Postsachen, Anziehsachen.

Was machst du für Sachen? Ich bin nicht bei der Sache, aber das ist meine Sache!

Statt „Die Sache ist die...“ hört man neuerdings öfter: „Das Ding ist...“ und „Mach dein Ding.“ Und Schiller schrieb, nicht nur in eigener Sache: So richtig gibt es die Dinge erst, wenn sie in Worte gefasst worden sind. – Das gilt auch für die Sachen.



Schöne Onlinewelt

Lady Gaga knackt, laut Presse, als erste Twitter-Nutzerin die Marke von 30 Millionen Anhängern. Angela Merkel hat 200 000 Fans oder Freunde bei Facebook. Ich habe keine – nicht bei Online-Communities. Doch sie werden mir angeboten: X und Y möchten auf Facebook mit mir befreundet sein. Ich kenne beide, mir reicht der bestehende Kontakt. Und die Mail kommt garantiert von ihnen – sie wird automatisch versandt.

Freund, Freundeskreis – welcher Wortklang, welcher Sinn! In 20 Jahren Internet- und sieben Gesichtsbuchjahren wandelten sich Begriffe, verloren an Bedeutung, neue entstanden, vor allem englische: App, Blog, Chat usw. In alten und neuen Medien, die so neu nicht sind, wird meist unkritisch mit der Sprache jongliert, Schindluder getrieben. Vor Jahrzehnten bezeichnete man den

„Fernseher“ gern als Wohnungsalter – mit Ironie, die dem Internet gegenüber erst langsam aufkommt.

In einer Karikatur ruft der Vater seinem Sohn zu: „Wenn du nicht folgst, stelle ich dich ins Netz!“ – Der globale Pranger. Neutral ausgedrückt: die Vernetzung virtueller Orte. Doch man sagt: Ich geh ins Internet, bin dort „unterwegs“. „Besuch mich auf der Website“, die Besucher werden gezählt. Wem fiele ein, Striche an der Haustür zu machen? Höchstens gibt's Gästebücher, wie oft auf Homepages.

Das Internet – Instrument zur Kommunikation – wird aber gerühmt wie der Inbegriff des Fortschritts, wie eine Erlösungslehre. Verheißen wird jedwede Auskunft, Teilhabe an der globalen Netzgemeinde, das Tor zur digitalen Welt, ins digitale Zeitalter, in die digitale Zukunft. Digitales Leben – ein Widerspruch in sich. Digitalisierung fördert indifferentes Denken. Daumen nach oben, nach unten; „Like“-Button: gefällt mir, gefällt mir nicht – gut, böse. Für Produkte, Personen, Anschauungen, Verhaltensweisen. Digitaler Schatten meint: jeder Klick speichert Daten. Wir hinterlassen digitale Fußabdrücke – Fundgruben für die Wirtschaft.

Ein Hohn ist der Ausdruck „Soziales Netzwerk“ für ein Forum wie Facebook. Was ist da sozial im Sinn von gesellig, gemeinnützig? Bei fehlendem Schutz vor Shitstorm, Cyber-Mobbing und Cyber-Stalk-

ing ist viel Asoziales im Netz. Geschätzte 500 Millionen Nutzer sind von Internetkriminalität betroffen, mit Milliarden Schäden. Getarnt lässt sich zu Flashmobs, Riesenparties, spontanen innerstädtischen Saufgelagen aufrufen, zum Lynchmord. Auch zur Rebellion gegen wachsende Ungerechtigkeit.

Sozial ist das Netz, etwa wenn Twitter verbotene, z.B. rechtsradikale, Accounts blockiert. (Die es ohne Netz nicht gäbe.) Sozial ist es, wo in ihm kollektive Intelligenz der Demokratiegefährdung entgegentritt.

Asozial ist es, weil sich immer mehr Menschen abgeschirmt von der wirklichen Welt vereinsamt fühlen, internetabhängig werden. Klaus Klages sagt: „Nichts verbindet so unverbindlich wie das Internet“.



Handycap

Ohne Handy

ist die Mandy

nicht voll trendy!

- sagt der Andy,

dieser Dandy.

Da kommt Sandy,

will der Mandy

's Handy spendi,

denn sonst flennt die.



Klaus-Dieter Regenbrecht

Stellas Promotion

Darmstadt, Präsident und Akademie

Die Mutter aller Menschen ist die Mutter aller Zungen, das, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, haben schon vor einiger Zeit Gen- und Sprachforscher herausgefunden. Lassen Sie mich mit einem Zitat aus dem ersten Band der Deutschen Literaturgeschichte von Ernst und Erika von Borries beginnen:

„Gegen Ende des 9. Jahrhunderts brach die deutschsprachige Überlieferung für rund 150 Jahre vollständig ab. Als sie um 1050/60 wieder einsetzte, repräsentierte die deutsche Literatur eine neue Sprachstufe, das Frühmittelhochdeutsche. Diese rapide Sprachentwicklung, in deren Verlauf die althochdeutschen Texte schon bald nicht mehr verstanden wurden, ist einer der Gründe für das lange Verstummen.“

Weit Dramatischeres und Tiefergreifendes wird mit den Sprachen der Welt um die bevorstehende Jahrtausendwende geschehen. Es gibt nur ein einziges phonetisches System auf dieser Erde. Alle

Sprachen haben sich aus einer einzigen entwickelt. Unsere Logo-Designer „Talkingtree & Sinningstone“ werden Ihnen heute die erste erfolgreich verlaufene Virenproduktion für eine geplante und kontrollierte Evolution der lautlosen Lautverschiebung präsentieren können. Viren, mit denen es uns möglich sein wird, jedes gespeicherte, geschriebene oder gesprochene Wort von innen heraus zu manipulieren, so dass man glauben muss, die Buchstaben, Laute, Worte, Sätze und Texte selbst hätten ein Eigenleben angenommen, das sich von dem Sprecher, dem Schreiber, dem Textprogramm, der gesamten Sprache nicht nur emanzipiert, sondern eigendynamisch weiterentwickelt hat.

In der Eigenart von Viren liegt es, dass sie außerhalb von Zellen die Eigenschaften von unbelebter Materie besitzen, aber sind sie einmal in die Zellen eingedrungen, beginnen sie zu leben, beginnen sie die gesamte Organisationsstruktur der Zelle für sich und ihren Stoffwechsel, ihre eigene Fortpflanzung nutzbar zu machen. Diese von Designern geschaffenen „Sephogravi“ (= semiotisch-phonetisch-graphische Viren) wirken außerhalb einer Textstruktur, einer Sprachsequenz, weder wie Zeichen noch wie Laute. Sie sind nicht Sprache, sie sind Schweigen. Sie sind rein ideell. Erst innerhalb einer Gastzelle, die aus jeder Sprache stammen kann, werden sie aktiv und übernehmen das Kommando mit dem Ziel der Zerstörung der

Gastzelle und schließlich des gesamten Gastorganismus. Das heißt, diese Designer-Viren werden alle Sprachen auslöschen, sofern wir das wünschen. Und wir werden dann eine Form der Kommunikationstechnik anbieten und installieren können, die um so vieles intelligenter und effizienter sein wird, wie es heute das Business-English gegenüber dem Gegröle eines hirnlosen Hooligans ist.

Sprache wird dann nicht mehr vom Sprecher gemacht, das allgemeine Sprachsystem wird also nicht mehr von einem Individuum realisiert und aktualisiert, sondern das Individuum realisiert das Programm der eingeschleusten, von uns gestalteten Viren. Wenn wir es wünschen, werden alle Menschen zur gleichen Zeit verstummen und sie werden alle zur gleichen Zeit die von uns ausgegebenen Parolen brüllen.

Sie werden es wissen, meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, es hat ein Vorgängervirus gegeben. Sie werden wissen, dass ich vom HIV spreche. Sie sollen aber auch wissen, dass wir sehr viel weiter gekommen sind. Die Kontamination ist jetzt nicht mehr von Zufällen abhängig. Wir werden sowohl den Zeitpunkt als auch den Umfang der Kontamination innerhalb der Bevölkerung oder bestimmter Bevölkerungskreise genau terminieren und konditionieren können. Wir sind heute soweit, einen ersten Feldversuch zu starten. Es bietet sich für diesen ersten Test an, eine

kleine Ethnie auszusuchen, die möglichst isoliert lebt, deren Sprache und Lebensumstände sich in den letzten Jahrtausenden nur unwesentlich verändert haben.

Aus der Historie ist uns ein Vorgang, ein Phänomen bekannt, das unter dem Begriff „Pfungsterlebnis“ seinen Platz in der religiösen Überlieferung bewahrt hat. Es gibt deutliche Anzeichen dafür, dass es sich dabei um ein kurzfristiges, zufälliges Auftreten eines Vorgängers desjenigen Virus handelt, für dessen kontrollierte Produktion wir heute Grundsteinlegung feiern dürfen. Ich habe keine Zweifel daran, dass wir innerhalb kürzester Frist, einer Testphase von wenigen Jahrzehnten, Jahren vielleicht nur, in ein neues Zeitalter treten werden.

Stellen Sie es sich nur vor: Die Schriftsteller werden Wunderwerke verfassen, die jeder verstehen kann und die von allen gleich verstanden werden. Es wird keine Missverständnisse mehr geben, keine Streitgespräche, keine Lügen, keine Manipulation von Information. Erkenntnisgewinnung wird, wie die Gewinnung anderer kostbarer und lebenswichtiger Ressourcen, in den Händen weniger Verantwortlicher liegen. Diese Verantwortlichen werden der Weltbevölkerung das an Quantität und Qualität der Erkenntnis zukommen lassen, was für uns alle von Vorteil ist. Und niemand wird etwas vermissen, alle werden sich übereinstimmend und in

lobender Weise äußern. Jeder wird das beglückende Gefühl haben, verstanden zu werden und alle und alles zu verstehen. Niemand wird von dem leisesten Zweifel geplagt sein. Denn wir alle wissen, nicht erst die individuelle Interpretation der Wahrnehmung empirischer Daten ist verantwortlich für Subjektivität.

Die individuell unterschiedliche Ausformung der Wahrnehmungsapparate, die unterschiedlichen Erfahrungen, Empfindungen und Erwartungen haben zur Folge gehabt, dass wir, obwohl wir alle in der gleichen Welt und Realität leben, ganz unterschiedliche Leben geführt haben. In Zukunft werden alle Menschen, wo immer sie leben, was immer sie erleben, stets das Gleiche zum Ausdruck bringen. Die Welt wird also endlich für alle gleich sein.

Utopien werden wahr, alle Utopien werden dann wahr geworden sein. Aus Ländern ein Land! Vergangenheit die Klagen beispielsweise der Deutschen nach der Wiedervereinigung, sie sprächen nicht die gleiche Sprache. Die nur bei exakter Betrachtung überhaupt feststellbaren Unterschiede infolge von vierzig Jahren nicht einmal vollständig separater Geschichte wurden zur unüberwindlichen Sprachbarriere für das gegenseitige Verständnis. Eine solche Situation wird in Zukunft überhaupt nicht mehr möglich sein. Sobald es notwendig erscheint, Verhaltensänderungen herbeizuführen, wird das über veränderte Kommunikationsinhalte herge-

stellt werden können. Oft genug wird es aber gar nicht notwendig sein, reale Veränderungen herbeizuführen.

Um Ihnen mit einigen eher putzigen Beispielen einen Eindruck zu vermitteln, wie leicht und doch nachhaltig schon die ersten Prototypen der Viren von „Talkingtree & Sinningstone“ gewirkt haben: Die Braut haucht/ die Haut braucht, Rahmendaten/ Damenraten, sight seeing/seed sighing. Seufzender Samen, schon diese kruden Formen deuten eine durchaus poetische Kompetenz an. Natürlich, natürlich. Niemanden von uns durfte es verwundern, dass wir von führenden Köpfen der harten Wissenschaften milde belächelt wurden ob solcher läppischer Spielereien. Aber siehe da, die Herren und Damen Naturwissenschaftler forschten und forschten und gewannen Erkenntnisse um Erkenntnisse und vollbrachten Fortschritt um Fortschritt und waren eines Tages in der Lage, den perfekten Menschen zu schaffen. Nur, leider, leider, die unvollkommenen Menschen wollten den perfekten Menschen nicht. Sie schrien Zeter und Mordio. Den gottgleichen Wissenschaftlern war alles gelungen außer der Kleinigkeit, die Menschen davon zu überzeugen, dass das, was sie zu schaffen nun in der Lage waren, auch wünschenswert war. Sie konnten sich nicht mitteilen, sie konnten sich und ihren Standpunkt nicht vermitteln, da halfen die raffiniertesten und aufwendigsten PR-Kampagnen nichts. Und zu

dem Zeitpunkt brachten wir uns ins Spiel. Und siehe da, die Götter erkannten, dass sie eine Platte, früher Stein-, heute Festplatten, und ein paar Zeichen brauchten, um ihre neuen göttlichen Gesetze wirksam zu verkünden.

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, Sie alle wissen, dass wir die Pioniertat lautloser Lautverschiebung im Bereich „Dichtung und Sprache“ nur in engster Zusammenarbeit mit Gentechnikern, Pharmazeuten, Ethnologen und vielen anderen Naturwissenschaftlern vollbringen konnten. Die Nähe zu nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch höchst potenten finanziellen Quellen, hat uns eine fast unglaublich rasche Problemlösung ermöglicht. Ich will auch nicht versäumen, auf die Unterstützung einiger namhafter Chirurgen während der Frühphase unserer Forschungen hinzuweisen. Sie haben uns vorgemacht, wie einschneidende Ergebnisse zu erzielen sind. Alleine, das wissen Sie, wären wir auch nie in der Lage gewesen, ein riesiges Areal Regenwaldes zu kaufen und dieses den Eingeborenen zu überlassen.

Alleine hätten wir vielleicht herausgefunden, wie wir unsere „Sephogravi“ zu designen hätten, aber eine Produktion nennenswerten Umfangs wäre von uns in absehbarer Zukunft nicht zu leisten gewesen. Aber wir schätzen uns glücklich, eine ausreichende

Anzahl von Viren zu besitzen, die wir während des Feldversuches im Regenwald Borneos einer ersten großen Bewährungsprobe unterziehen. Die Mutter aller Menschen ist die Mutter aller Zungen, sagte ich eingangs. Der Herr aller Zungen ist der Herr aller Menschen, mit dieser Zuversicht möchte ich schließen. Wünschen wir unseren Kosmissionauten der Neuzeit eine gute Reise und viel Erfolg. Mögen Sie bald mit kostbaren Gütern, Erfahrungen und Erkenntnissen sicher in den heimatlichen Hafen zurückkehren. Denken Sie stets daran, Sie sind die Pioniere eines neuen Zeitalters. Gute Fahrt!



Irene Reiser

Meine Navi

Ganz richtig, meine Navi. Kein Rechtschreibfehler, kein Missverständnis, alles korrekt. Meine Navi ist ja schließlich eine Frau, das hört doch jeder, und deshalb ist sie kein Navi, sondern eine Navi.

Die Beziehung zwischen meiner Navi und mir war – zumindest meinerseits – keine Liebe auf den ersten Blick, vermutlich nicht mal auf den zweiten. Erst auf den dritten oder vierten Blick entdeckte ich einen gewissen kühlen Charme in ihrem rechteckigen Antlitz, wenn auch der zarte blecherne Nachklang der Stimme nicht spontan das Herz erwärmt. Allerdings wird ihr dies auch nicht leicht gemacht, denn sie hat keinen Namen. Eine jüngere Generation ihrer Artgenossen verfügt da über eine ganz andere Bandbreite an Möglichkeiten, um sich persönlich vorzustellen. Man wählt bei ihnen nicht nur eine weibliche oder männliche Stimme, sondern entscheidet sich zwischen Yannick, Lara, Frederick und Alexa. Meiner Navi dagegen fehlt der Name und das ist traurig, regelrecht verstörend, wo sie doch täglich mit mir spricht.

Ja, sie spricht mit mir, nicht nur zu mir. Ich habe mir angewöhnt, ihr zu antworten, denn alles andere wäre grob unhöflich. Fünfmal wöchentlich ermahnt sie mich an der Auffahrt von der B2 zur A6

„Bitte beachten Sie die Geschwindigkeitsbegrenzung.“ Ich zucke innerlich leicht zusammen, denn immer wieder ertappt sie mich an der gleichen Stelle, und um meinen Anflug eines schlechten Gewissens zu überspielen, nicke ich und versichere „Oh sorry, ja klar.“ Auf der Heimfahrt täglich am Ortsausgang jenes winzigen Straßendorfes die gleiche Konversation: „Bitte beachten Sie die Geschwindigkeitsbegrenzung.“ – „Oh sorry, ja klar.“

Welcher andere Gesprächspartner würde dermaßen geduldig sein Anliegen wiederholen, ohne den Ton zu verschärfen oder böse Worte über die Unbelehrbarkeit und Ignoranz des Gegenübers zu verlieren? Ich kenne keinen. Deshalb bemühe ich mich auch, die Geduld der Navi zu würdigen und ihre Hinweise ernst zu nehmen. Ihr Orientierungssinn und ihre Weitsicht sind ja auch wirklich kaum zu überbieten. Nur sehr selten bin ich anderer Meinung. Dann kostet es mich allerdings auch meinen ganzen Mut und mein gesamtes in Jahrzehnten weiblicher Sozialisation erworbenes Selbstbewusstsein, mich durchzusetzen. Gelegentlich dauert der Entscheidungskampf zwischen Gehorsam und Eigensinn so lange, dass ich auf der gewohnten Strecke weiterfahre und erst im angekündigten Stau erfasse, dass es reine Fürsorge war, aus der sie mir eine abenteuerliche Alternativroute vorschlug. Wäre ich ihr gefolgt, hätte ich mich auf unbekanntes Terrain begeben, wäre zu neuen

Ufern aufgebrochen und vielleicht wären Navi und ich gemeinsam die Entdecker neuer Welten geworden. Vielleicht. Selbst jetzt noch duftet der Konjunktiv nach Freiheit und Abenteuer und das Wissen, dass eine Chance verschenkt wurde, hinterlässt einen leicht bitteren Geschmack von Bedauern und Enttäuschung auf der Zunge.

Doch ich befinde mich im angekündigten Montag-Morgen-Stau am Nürnberger Kreuz statt im fränkischen Outback, ernüchert, eines Besseren belehrt und konsequent bestraft. Pädagogisch gesehen ist das völlig korrekt, der Mensch lernt am effektivsten aus den Konsequenzen. Wer nicht hören will, muss runterschalten. Nun würde es mich auch nicht wundern, wenn Navi beleidigt schweigen würde. Aber weit gefehlt. Großherzig lässt sie ihren ungehorsamen Schützling nicht im Stich, sondern empfiehlt mit gelassener Stimme, siebzehn Kilometer auf dieser Strecke weiterzufahren, und rechnet mir vor, während wir gemeinsam dreitausend Meter zwischen Vierzig-Tonner, holländischem Reisebus und polnischem Autotransporter über die A6 zuckeln, mit wie viel Verspätung wir am Ziel eintreffen werden.

Kritiker würden Navi vorwerfen, dass sie meinen Ungehorsam mit zu verantworten hat, denn nun wäre zumindest ein etwas schärferer Tonfall angebracht gewesen. Ich muss zugeben, dass auch ich mich gelegentlich über ihre Engelsgeduld wunderte, die andere

sogar als Schafsgeduld bezeichnen würden. Gelegentlich – in unseren Anfängen – trieb ich sogar ein bisschen Schabernack mit ihr, um zu sehen, wie sie reagieren würde. Ich befolgte zum Beispiel die klare Ansage „Jetzt bitte rechts abbiegen“ nicht, sondern fuhr geradeaus weiter. Sie entwarf in Sekunden einen Plan B für meine Route und forderte mich an der nächsten Querstraße wieder zum Abbiegen auf. Ich blieb feixend auf der Hauptstraße und ignorierte die Anweisungen zum Abbiegen so oft, bis ihr die Alternativrouten ausgingen und sie schließlich zur Notbremse griff: „Wenn möglich, bitte wenden.“ Spätestens jetzt hätte sie mir ob der fortgesetzten Provokation den Kram hinschmeißen sollen und ich hätte vollkommene Verständnis für so eine emotionale Reaktion gehabt. Doch das entspricht nicht ihrem Naturell und ihren Prinzipien. Und weil ich solche Konsequenz schätze und Werte wie Geduld, Treue und Loyalität sowieso im Aussterben begriffen sind, habe ich mich mit ihr angefreundet.

Nun verbringen wir täglich echte Qualitytime miteinander und ich möchte Navi nicht missen. Natürlich finde ich den Weg von zuhause zum Arbeitsplatz inzwischen mit verbundenen Augen. Aber das muntere Geplauder von Navi würde mir fehlen. Sie fügt sich so charmant ein zwischen Verkehrsfunk, Wetterbericht und Popsongs und setzt in dieser Geräuschkulisse die entscheidenden Akzente:

you can call me queen b die geisterfahrerwarnung zwischen ingolstadt und manching ist aufgehoben in achthundert Metern abbiegen auf A73 richtung fürth dazu bitte rechts halten let me be your ruler ab siebenhundert Metern ist schneefall möglich we will never be royals bitte beachten sie die geschwindigkeitsbegrenzung im norden bayerns kommt es nachmittags zu dauerregen let me live that fantasy.



Julia C. Röss

Es sagt der Haupt- zum Nebensatz

Es sagt der Haupt- zum Nebensatz:
„Komm, nimm an meiner Seite Platz!“
Doch der Nebensatz sagt: „Nein.
Ich will lieber alleine sein.“
Der Hauptsatz sagt: „Wie soll das gehn?
Du kannst doch nicht alleine stehn.
Wer versteht so was von dir?
Du bist abhängig von mir!“

„Ach was! Das hat schon alles Sinn,
wenn ich erst mal ein Vorsatz bin.“

„Ein guter, will ich doch wohl hoffen“,

sagt der Hauptsatz leicht betroffen.
Er hätte wirklich nie gedacht,
dass Nebensatz so etwas macht.
Was fällt dem blöden Kerl nur ein?
Von wegen „Ich will Vorsatz sein“!

„Was ist denn nur? Was hast du bloß?“,
fragt der Nebensatz drauf los.

„Nebensatz, siehst du das nicht?
Du lässt mich einfach so im Stich!“
„Das stimmt wohl“, gibt der andre zu.
„Doch du lässt mich ja nie in Ruh!“

Du gibst nur an und spielst dich auf!
Da hab ich keine Lust mehr drauf!
Darum habe ich mir vorgenommen,
ich werde nicht mehr mit dir kommen.
Ich mache jetzt mein eignes Ding,
weil ich ab heut ein Vorsatz bin.

„Das ist doch Quatsch!“, wirft Hauptsatz ein.
„Ein Neben- kann kein Vorsatz sein!
Da hast du wohl was nicht kapiert
und dich hoffnungslos verirrt.
Im Dschungel, der Grammatik heißt.
Ich mein's nur gut, damit du's weißt!
Lass uns nicht auseinander gehn.
Du darfst ab jetzt auch vor mir stehn.“

Nebensatz kann das kaum glauben.

„Das würdest du mir echt erlauben?“

„Natürlich, was ist schon dabei?

Als Nebensatz steht dir das frei.

Und deine Brüder tun das auch.

Doch du machst nie davon Gebrauch.“

„Und das erzählst du mir erst jetzt?“

fragt der Nebensatz entsetzt.

„Ich hätt' schon eher was gesagt.

Doch du hast nie danach gefragt.“

„Ich bin ja auch kein Fragesatz.“

knallt Nebensatz ihm vor den Latz.

„Das habe ich durchaus erkannt“,

sagt der Hauptsatz uncharmant.

„Und jetzt hör auf und reih dich ein.

Lass uns wieder Freunde sein.“

Von nun an herrscht wieder Vertragen.

Der Hauptsatz, der behält das Sagen.

Der Nebensatz ist vorne dran,

damit er auch mal protzen kann.

Ein bisschen Freiheit, hier und da,

ist alles, was ihm wichtig war.

Und die Moral von der Geschicht:

Ein Vorsatz löst Probleme nicht!

Reden ist ja schön und gut,

doch nur das Handeln zeugt von Mut.

Handelt Kompromisse aus

und dann macht das Beste draus!



Hanna Rut Neidhardt

Nak nak und Pekingente

Am Anfang war alles ganz warm. Es schwamm in irgendetwas, aß davon, bis es immer enger wurde. Irgendwann hatte es gar keinen Platz mehr, zum Essen war auch nichts mehr da, und da tat es etwas Außerordentliches.

Es hackte auf die Wand ein, die sich dicht um seinen Körper zusammengezogen hatte, immer wieder, so lange, bis da auf einmal ein Loch war. Es wusste bis dahin nicht, dass Löcher möglich waren. Es wusste auch nicht, dass es hinter dem Loch etwas anderes gab.

Es sah in ein riesiges glänzendes Auge. Daneben war noch eins, in einem großen, großen Wesen, das schrie aufgeregt nak nak naaak und schlug dazu mit zwei Wedeln. Als das Loch weit genug war, krabbelte es hinaus, dann wurde es von dem großen Schreienden mit etwas Weichem, Klebrigem eingerieben. Und dann gingen beide hin, platsch! Da schwamm es, mit anderen Kleinen. Es lernte bald, dass das große Wesen alles wusste, alles konnte, alles tat, um sie zu nähren und zu beschützen. Bei ihm waren sie zufrieden und glücklich. Sie lernten, sich zu verständigen: *Naknak* hieß es ist gut so, *naaknaak* rief man, wenn es nicht gut so war.

Naaaknak naaaknak naaaknak schrie die Große, die Mutter, bei Gefahr. *Nknknk, nknknk* lockte sie ihre Kinder herbei. Mehr mussten sie nicht wissen.

Eines Tages geschah etwas Schreckliches: die Mutter wurde von einem zottigen Ungeheuer gefangen, als sie gerade alle ins Wasser gleiten wollten. *Naaaknak naaaknak!* schrie sie lauter als je zuvor, und dann trug das Ungeheuer sie fort, und zwei von den aufrecht Gehenden fingen alle Kleinen ein und sperrten sie ein in etwas, das war rundum zu. Es war ein bisschen wie am Anfang, denn man konnte nicht hinaus. Nur war es dort größer, viel, viel größer, und man saß nicht alleine, sondern mit einer solchen Menge anderer, dass einem ganz schwummrig davon wurde. Wasser war keines mehr da, alle traten sich gegenseitig auf die Füße, denn es gab nicht genug Platz zum Laufen. Viele wurden krank. Das Leben wurde schwer und voll Trauer, wenn Bilder seiner Mutter und der schönen Zeit mit ihr vorbeizogen. Alle riefen und schrieen, aber was half ihnen ihr *naaknaaknaak*, gar nichts.

Es erinnerte sich daran, wie es sich aus seinem engen Gefängnis damals befreit hatte. Es lief zu einer der Wände und begann daran zu picken. Die Wand war aber hart, kein Loch wollte sich hinein brechen lassen. Es wusste nicht, was es tun sollte. Es schrie *naaknaak, naaknaak*, immer wieder, viele von ihnen taten das auch,

einfach so, aber es führte zu nichts.

Manchmal öffnete sich ein Loch in der Wand ganz von alleine, Licht fiel herein. Dort erschienen die aufrecht Gehenden und drängten sich zwischen all die Wesen, die aufgeregter herumzuflattern begannen und schrien, so laut sie konnten. Viele von ihnen wurden an Hälsen oder Beinen oder Flügeln gepackt, wo sie sie gerade zu fassen kriegten, und in große Säcke gestopft, und fortgetragen.

Wohin? Das fragte keines – wie auch. Naak? Naknaak?

Naknaknaak?

Wo war das Loch in eine andere, schönere Welt? Keines von ihnen konnte diese Frage stellen, und so lebten sie fort unter vielstimmigem verzagtem naaknaak, ertrugen die Tage und ruhten im Schutz der Dunkelheit.

In einer jener Nächte aber geschah es, dass es plötzlich ein kleines verborgenes Loch in der Wand fand und hindurchschlüpfte. Es stand direkt vor einem merkwürdigen Vogel, der einen blauen Matrosenanzug trug und mit einem Stock in der Erde herumstach. Drei kleinere mit Schirmmützen auf den Köpfchen nahmen Pflänzchen aus einem Kasten und setzten sie in die Erde. Sie sahen es plötzlich da stehen und fragten ganz selbstverständlich »Hallo, willst du uns ein bisschen helfen«, und es antwortete ganz einfach »ja, gerne«, und dann setzte es eine Reihe Tomaten in den Boden,

so, als ob es das schon immer getan hätte. Als man es nach seinem Namen fragte, sagte es »Weißnicht«, also nannten sie es Weißnicht und nahmen es bei sich auf.

Alles war ganz anders hier: Essen mit Messer und Gabel, schlafen in einem Bett, Kleidung tragen.

Das taten hier alle, und gingen dazu aufrecht.

Sie fuhren in Autos, saßen in Kinos, lasen Bücher und gackerten unentwegt. Sie schwammen selten, und wenn, in eckigen Teichen mit klarem Wasser. Das Beste war, dass es keine Wand gab, und keine Tür für hereinkommende aufrecht Gehende mit Säcken, das Großartigste aber, dass alles und jedes irgendwie hieß, und dass die anderen wussten, was man meinte, wenn man diese Namen nannte.

»Onkel Donald, dürfen wir mit Weißnicht Onkel Dagobert besuchen?«

fragten die drei Neffen einmal, und als sie dort anlangten, sprang der Onkel gerade von einem Brett in ein ausladendes Becken voller Goldstücke. Sein Bad im Geld war sein Liebstes, hatten die Neffen Weißnicht vorher erzählt.

»Darf ich auch mal springen« fragte es den Onkel, denn es dachte

an die Zeit, als es mit seiner Mutter in den Teich gehüpft war.

»Pass gut auf, meine Talerchen sind hart« antwortete der Onkel, Weißnicht watschelte auf das Brett, sprang, sah den goldenen See auf sich zurasen - »FLIIIEG!« schrieten die drei Neffen, da prallte es schon mit großer Wucht gegen etwas Hartes.

Als es die Augen öffnete, schaute es gegen die Wand. Benommen erkannte es die Tür neben sich, durch die die aufrecht Gehenden sie immer in Säcken davonschleppten. Es war Morgen, ringsum wachten sie auf und riefen sich ihr naaknaak zu. Wo waren all die schönen Wörter geblieben? Es hatte sie alle noch im Kopf; aber sie nützten nichts, weil niemand sie hier verstand.

Da öffnete sich wieder die Tür, zugleich mit dem Licht drängten ein paar aufrecht Gehende herein und griffen sich Säcke von dem Stapel neben der Tür, hinter dem es sich zitternd verbarg, und als der Letzte hereingekommen war und gerade die Tür schließen wollte, witschte es ihm zwischen den Beinen hindurch nach draußen und entwand sich glücklich den Händen, die es packen wollten, »Fliiiig! Fliiiig!« gellte es noch in seinem Kopf, da breitete es seine Flügel und schwang sich hinauf und wusste, dass es endlich das Loch in eine andere Welt gefunden hatte.



»Pekingente«, ohne Knochen, traditionelle Zubereitung – Rezept

oi (aeoi)

12 E Ei (eyei)

6 E oue

3 E iu (Aoiu)

1 Ee, i, eie -ae

30 oaaue, ue

30 oaaue, ee

2 E ey, y

1 Ö (eaö)

1 oi (üeoi), üi

ei au e Ee i aau u Ae a ie au uee i. a öiei oe o ei ü o a a e Ee ei. U ie
eieeee, oeie ouoee oia u eae, oe ei üe, uie au oae ei, i e ie Ee ei äe a.
a e u eiie i üa, e ei o i ie oee ueie eee i, u ie Ee a a o ä. I ouiee i ee ie
ei ee au ei üe i ee. iee ee, i e ee ueiaae, ie eie üe ee. a i üe ie eie ee ei
aie o oe ei oe öoe ee. A e i ie Ee a eue. ie e u ie e uee. Oiiie i a Eei, e o
die Ee ei ieiao ee i. a e a iee ie ei iie. ie ouoäe i ie oei u eie eiee u
eae. ie au i u o ö u ui e ie ou oia a, u ie au o ei eö ue.

A ee i ie Ee üi eae, eäe ee aeö u eeuee eeiee i e iee oäi u e oii eaueu.
ie au u o ia eie ie öi. a i u e a e iee eie üeu eoe u ie Ee i üi o ie u aue
aeau. I ae a ie i e aeae. a o ie ü a. 3 ue au a ouee.

u i ie au o ei eö. A ee eie i aü eie oae uuue. a i eie A o i uea u a ei i a
eie eie au. Eie eiae uue u e au. eo i ieea öe, a ie Eeau ee i. ie au a a ei
aee, a ueei eiüe u äi ue. au ö i ie au o ei.

a i ie Ee i eie eüeee eei a ee ie e üe u eue auie. ie eie eee o u ee eie
uaeee ea a e e e Ee a. e a eei i, i ie au aeoe. au eei ie e üe u e eue eie
iie i ae. a ei Eäe i e ee i oii ie au u ei eiüe u a äe u ä eeüe ieee i üe u
ei üe eaiiee. A e aee eie eeo eae. ie äe üe u eueie ue e Eeau iee, u ie
Ee e äe ue au e eue u üe.

a i ie i oee ae üeü. I aue ie au ü 5 eue i eie oe o i ae. a a ie ae au ie
iee i oee ae eöe. ii j, a ie Ee üea i oee ae i eüu o u i ie au eiäi ue eieä
a.

u ae e eie ouoe. a. 3 ue. u au e ee uae ie o e Ee ee eie u auoe u ie Ee
ai eiäi eöe. e ie Eeau oe u eoe a, a ie e ie o e u auee. e i ie ü eiee 12
ue eoe.

a e Oe au öe ue oeie. e e ei eu i, eie eae i a. 1 . ae au ie uee ie e aoe
iee. oa a ae o i ieEe, i e ueie a ue, au ei o ee u üe e eae eieoe. 10 iue
ae, ee, u a eiee 10 iue ie eeau au 90° uüae. u eiee 180 iue ae u aei ae
30 iue ee. u eiee ie uae, d a e Ee aueü i, i eie öe eüe u u auoe ae.

u eiee ie Ee aiee, o e oe öe u i eie eie. au i ie aue eei u ieie aue. eee i
ie Ee, ie a eie aue i e aue eei, ai, äi ie ei a, ei ü Ee eiee, u a i ea aiaie
aa eei.



Merle Rojahn

Das Märchen vom Schlüsselwort

Es war einmal vor langer Zeit, als sich die Menschen noch mit Fellen bekleideten, da waren alle Wörter gleich. Gleich bedeutsam, gleich einzigartig. Sie wurden geboren in dem Moment, als eine Empfindung im Magen rumorend ihren Weg über die Kehle ins Freie fand.

Ihre Mütter hießen: Freude, Schmerz, Liebe, Hass. Ihre Väter:

Entdecken und Erleben.

Mehr und mehr Wörter wurden es, bis sie bald die Welt verhüllten, wie der Staub einen ungeputzten Pferderücken. Unbekümmert und lebensmutig stellten sie sich mal hierher – mal dorthin, fassten sich an den Händen und bildeten Gruppen, Schlangen, Sätze und staunten über ihre prächtigen Gebilde.

Als der Wörtersegen jedoch überreich wurde, fanden sich viele nicht mehr zurecht im Wortgewusel und riefen nach Regelung und Organisation. Wo durfte wer stehen? Wer durfte sich mit wem

verbinden? Man stritt sich über Herkunft und Gewicht über Klein- und Großschreibung. Die wunderbare Wortfamilie spaltete sich in kleine Grüppchen.

Einige nutzten die allgemeine Verwirrung und ergriffen die Führung. Die Wortführer.

Da waren zum Beispiel die Hauptwörter, die immer und ständig groß geschrieben werden wollten.

Dazu gesellten sich die Signalwörter, die meinten, auch allein gut dazustehen.

„Halt! Stopp! Gefahr! Achtung!“, waren die prominentesten. Und ohne ein Ausrufezeichen, das ihnen die Schleppe hielt, gingen sie gar nicht mehr vor die Tür.

Einigen Wörtern stieß das sauer auf und so mutierten sie zum Reizwort. Dabei war es ihnen völlig egal, ob sie in die Stimmung passten, ob sie angebracht waren oder nicht. Sie platzten ohne Rücksicht ins Wort, ergriffen es, um sich selbst in Szene zu setzen und mit dem Ziel ihren Gegenüber aus der Fassung zu bringen. Die Macht der Manipulation machte süchtig. Denn jeder, der ohne Gesetz lebt, wird sich selbst zum Gesetz. Und wer frei sein will,

versklavt sich seinem eigenen Ego.

Immer mehr Wörter schlossen sich ihrer Rebellion an. Bald durchdrangen die Reizwörter die gesamte Satzgesellschaft, verbreiteten sich wie Schimmelpilz im Graubrot.

Die Stammwörter, die ihren Ursprung in den Anfängen hatten, beobachteten diese Entwicklung mit Besorgnis. Die Jugend jedoch bejubelte ihre Helden, eiferte ihnen nach, erhoben sie zu Schlagwörtern, ja zu Schlüsselwörtern.

Von nun an waren die Schlüsselwörter die unbestreitbaren Gebieter. Niemand kam an ihnen vorbei. Ob laut oder leise, ob verstanden oder unverstanden: Sie beherrschten jeden Wortstreit, jede Satzspalterei. Um ihren Hals trugen sie an schweren Ketten den Schlüssel, der die Türen zum Erfolg öffnete. Vor ihnen beugte sich jedes Ohr, senkte sich jedes Auge. Wer sie benutzte, wurde gehört und gelesen.

„Hitler“ war ein mächtiges Schlüsselwort oder auch „Penis“. Das stärkste und mächtigste von ihnen allen aber nannte man: „Scheiße“.

In dieser Zeit des Umbruchs lebte ein kleines unscheinbares Wort. Es war so unscheinbar wie ein Pickel im Gesicht eines Pubertierenden und schwamm ohne Beachtung im Wortschwall der Menschen. Da dachte es bei sich: „Oh, wäre ich doch ein wenig wichtiger. Dann würde man mich öfter gebrauchen. Wie gern wäre ich doch ein Schlüsselwort! So will ich's machen: Ich gehe zu den Schlüsselwörtern und werde sie befragen. Die werden mir schon erzählen können, wie ich einer von ihnen werde.“

So machte sich das Wörtchen auf die Reise. Als es schon ein gutes Stück gegangen war, sah es ein Wurzelwort am Wegesrand sitzen, das sich seine Pfeife stopfte. Fast war das Wörtchen schon an ihm vorbei gelaufen, da rief das Wurzelwort ihm hinterher: „Wörtchen, auf ein Wort!“

Das Wörtchen hielt inne und fragte: „Was willst du, Alterchen?“ „Wohin des Weges, Wörtchen?“, erkundigte sich das Stammwort freundlich und klopfte mit der flachen Hand einladend neben sich auf den Asphalt.

„Keine Zeit, keine Zeit zum Ruhen. Ich bin auf dem Weg zu den

Schlüsselwörtern, um selbst eins zu werden. Aber vielleicht kannst du mir dabei helfen. Denn ich laufe aufs Geratewohl. Kennst du den Weg zur Scheiße?“

„Nein, kenne ich nicht“, verneinte das Urwort, „warum willst du unbedingt ein Schlüsselwort werden?“ erkundigte es sich.

„Weil ich wichtig sein will und gehört. Ich will beneidet und benutzt werden. Das wäre mein größter Reichtum.“

„Einen solchen Reichtum habe ich nicht. Aber einen anderen Schatz kenne ich – der nennt sich Wortschatz. Doch nach diesem Schatz muss man graben. Den kann man nicht gewinnen. Wenn du aber bei mir bleiben willst, mir zur Hand gehst, fleißig und gelehrig bist – dann will ich diesen Schatz mit dir teilen.“

„Nein, Alterchen. Das dauert mir zu lange. Doch hab vielen Dank für deine Freundlichkeit.“

„Gut. Wie du willst, Wörtchen. Dann kann ich dir nichts weiter auf den Weg geben, als diesen guten Rat: Nur ein Hund hört aufs Wort und gegen die Scheiße stinkt niemand an.“

Da ging das Wörtchen weiter und grübelte, was das wohl für ein

merkwürdiger Rat sei. Und wie es noch grübelte, kam es an ein großes Gebäude, das war von Fahnen flankiert, auf denen sich Haken kreuzten.

Hitlers Heim.

„Hallo, Hitler!“, grüßte es beim Eintreten. Doch Hitler übersah es, so unscheinbar war das unscheinbare Wörtchen. Nochmals sagte es, diesmal lauter: „Hallo, Hitler!“

„Heil! heißt es, nicht Hallo“, korrigierte Hitler. „Nun, was willst du von deinem Führer?“, fragte er und rollte dabei das „R“ gar grauenvoll.

„Hitler, ja, äh, heil“, stotterte das Wörtchen und wurde ganz wortlos vor Ehrfurcht, „Du bist so Furcht einflößend, dass jeder, der dich hört oder liest, erschauern muss. Sag mir, wie kann ich werden wie du?“

„Strenge“. Hitler starrte das arme Wörtchen an, wie nur Hitler starren konnte. Kalt und knapp.

„Nur mit Strenge setzt man sich durch und verschafft sich Respekt. Widerstand muss im Keim erstickt werden“, führte der Führer weiter aus und rückte den Balken seines „Ts“ ein wenig nach rechts,

weil er fand, dass dieser nicht recht saß. Da verabschiedete sich das Wörtchen traurig, denn wie sollte es sich Respekt verschaffen, wenn niemand es wahrnahm?

Es ging seines Weges weiter und gelangte an einen schönen Park, in dessen Mitte ein Kuratorium stand. Auf einer Parkbank ließ es sich nieder, um ein wenig zu verschnauften. Neben ihm auf der Bank saß ein Wort, das war ganz in sich versunken.

„Guten Tag“, grüßte das Wörtchen.

„Was soll an diesem Tag gut sein?“, bekam es zur Antwort.

„Nun, die Sonne scheint, die Vögel singen, die Blumen duften in diesem herrlichen Park. Einen solchen Tag kann man doch nur begrüßen. Aber sage mir bitte: Was ist das für eine Heilstätte?“, erkundigte es sich.

„Das ist eine Nervenklinik für depressive Wörter“, antwortete das Wort.

„Oh, ach so. Und ... dann bist du hier ...?“

„Patient.“

Das Wörtchen musterte seinen Banknachbarn.

„Sonderbar. Du kommst mir irgendwie bekannt vor. Kann es sein, dass wir uns kennen?“

„Wer kennt mich nicht? Überall im Land, von den schneebedeckten Bergen bis zu den Weiten der Wüste erzählt man sich Geschichten über den *Penis*.“

„Penis?“, piepste das Wörtchen, kicherte und bekam ganz rote Ohren.

„Ganz recht“, seufzte der Penis.

Da packte das Wörtchen die Gelegenheit beim Schopfe und sprach:

„Penis, du bist ein mächtiges Schlüsselwort. Du polarisierst wie kein Anderer. Sag mir, wie kann ich werden wie du?“

„Oh“, stöhnte der Penis, „Du willst werden wie ich? Sieh dich nur vor, was du dir wünschst. Denn sobald du populär bist, will sich ein jeder mit dir schmücken. Dann gehst du nicht mehr unerkant vor die Tür. Da ist kein anzüglicher Witz, der mich nicht benutzt. Kein Ausspruch meines Namens, der nicht ein Gegrinse oder Gekichere nach sich zieht. Ich nenne das: Wortmissbrauch.“

Doch jetzt muss ich gehen. Es wird Zeit für meine Medizin.“ Mit diesen Worten verließ der Penis das Wörtchen und zog sich zurück.

Da wurde das Wörtchen nachdenklich und fragte sich, ob sein Vorhaben wirklich klug war oder ob es nicht besser wäre, zum Wurzelwort zurückzukehren. Doch in der Ferne sah es eine Kläranlage auf einem Hügel stehen. Dort wollte es einen letzten Versuch wagen und die Scheiße suchen, denn wo gab es mehr Haufen auf einem Haufen als in einem Klärwerk? Und es dauerte auch tatsächlich nicht lange, da hatte das Wörtchen die Gesuchte gefunden und sprach: „Oh, Scheiße, du bist in aller Munde. Jedes zweite, dritte Wort bist du, besonders beim Jungvolk. Aber auch die Alten scheuen sich nicht, dich auf der Zunge zu tragen. Du bist das mächtigste Schlüsselwort von allen. Sag mir bitte, wie kann ich werden wie du?“

Die Scheiße aber, die durch und durch ein durchtriebenes Miststück war und keinen Zipfel ihrer madigen Macht teilen wollte, griff zu einer List. „Oh, nichts leichter als das“, sprach sie. „Geh nur und verkünde im ganzen Land, dass, wer immer sich mehr Bedeutung wünscht, zur Scheiße kommen soll. Wenn alle versammelt sind, wollen wir uns hier wieder treffen, heute in einem Monat. Und euch soll geholfen werden.“

Da zog das Wörtchen voller Freude fort und durchforschte das ganze Land nach solchen, die kaum noch gesprochen wurden, die schwach und ungenutzt ihr Leben fristeten.

Schließlich, nach Ablauf eines Monats versammelte sich eine stattliche Anzahl von Wörtern vor dem Klärwerk.

„Scheiße!“, rief das Wörtchen, „Scheiße, wir sind da!“

„Das sehe ich“, sagte die Scheiße und kam zum Vorschein. „Stellt Euch alle eng zusammen“, befahl sie und die Wörter gehorchten aufs Wort und rückten Wort an Wort.

Da schwang die Scheiße ihren Schlüssel über den Worthaufen und murmelte:

„Ole pole pimpam, flimflam.

Use puse askerduse,

euer Feuer fort!“

Kaum hatte die Scheiße zu Ende gesprochen, da waren alle belanglosen Wörter verschwunden: Im ewigen Vergessen.

Und wenn sie nicht gesprochen werden, so vergisst man sie noch heute.

Wer jedoch an das Märchen vom Schlüsselwort glaubt, ist selber schuld.



Jens Schäfer

Vermarktungsstrategiegespräch mit Herrn H.

Der PR-Berater, der aus der Stadt gekommen war, nickte und blätterte durch die staubige Mappe, die sein Gegenüber mitgebracht hatte. Zuoberst lag ein Lebenslauf. So was hatte er schon lange nicht mehr gesehen. Wer schrieb heute noch mit der Hand? Noch dazu in einer so eigenartigen Schrift? Und es lag auch kein Foto bei, sondern nur eine Kohlezeichnung, die dem Alten nicht mal ähnlich sah. Auch die wenigen Gäste, die am Stammtisch saßen, musterten den Fremden immer noch. Mit den überlangen Koteletten, seinem langen Rock, dem hohen Kragen und dem Tuch, das seinen Hals komplett bedeckte, sah er aus wie ein Narr, der im Hochsommer sein Fasnet-Kostüm trug.

„Guter Mann“, sagte der Alte, „meinen allerbesten Dank, dass Sie sich zu diesem Treffen bereitgefunden haben.“

Seine Hände lagen schützend auf einem alten Buch, das vor ihm lag. Er hatte vor einer Woche in der Agentur angerufen. Er heiße Johann Peter Hebel, hatte er gesagt, und wolle, dass seine Texte wieder gelesen werden. Den Namen hatte der Consultant noch

nie gehört. Er hatte sich über das seltsam antiquierte Deutsch gewundert, das er sprach. Aber schließlich hatte er in seiner langen Karriere schon mit vielen schrägen Vögeln zu tun gehabt. Stutzig hatte ihn jedoch gemacht, dass der einzige Johann Peter Hebel, auf den er bei der Internetrecherche gestoßen war, vor 250 Jahren geboren worden war. Aber dann hatte er es wieder vergessen, weil ein aufgelöster Schauspieler ins Büro gestürmt war, der seit über vier Jahren auf ein Engagement wartete. Die Vita von Herrn Hebel konnte sich sehen lassen: abgeschlossenes Theologiestudium, Hilfslehrer, Pfarrvikar, Hofdiakon, Professor, Gymnasialdirektor. Worüber der PR-Mann stolperte, war die Zeit als Landtagsabgeordneter. Politiker hatten eigentlich nur noch im Postkommunismus eine Chance, auch als Künstler anerkannt zu werden.

Oder in Italien.

Der Stammtisch hatte genug gesehen und widmete sich wieder seinem Kartenspiel.

Der Berater prostete seinem ungewöhnlichen Kunden zu und nahm einen großen Schluck aus seinem Bierglas. „Wir könnten eine Familienbrauerei im Schwarzwald suchen“, schlug er vor, „die ein

Hebel-Bier braut und die Etiketten mit Ihren Gedichten bedruckt.“

Herr Hebel zeigte auf sein Weinglas. „Der Rebensaft behagt mir mehr.“ Der PR-Mann blätterte weiter und stellte überrascht fest, dass es Hebel-Schulen, Hebel-Denkmäler, Hebel-Gedächtnismünzen, Hebel-Preise, Hebel-Wanderwege, Hebel-Vorträge und vieles mehr gab. Das hatte er gar nicht gewusst. Oder er hatte es vergessen, Hebel war schließlich auch zu seiner Schulzeit Thema gewesen.

„Aber Herr Hebel“, rief er aus, „Sie sind ja schon berühmt.“

„Ich will nicht berühmt sein. Sondern gelesen werden!“

„Werden Sie das denn nicht?“

„Kein Politiker, der je einen Preis mit meinem Namen überreicht hat, hat sich jemals mit meinen Texten beschäftigt.“

Da hatte er vermutlich Recht. Der Wirt brachte die gebratenen Forellen, die sie vorhin bestellt hatten. Der Dichter schob das Buch zur Seite und machte sich über seine her. Nachdem er den Fisch tranchiert hatte, sagte er: „Wenn es nur das wäre. Auch in der Schule ignoriert man mich.“

„Und wieso sollten die Leute Sie wieder lesen?“

Herr Hebel beugte sich vor und sagte leise, als sei ihm die Wahrheit unangenehm: „Weil sie, mit Verlaub, etwas brauchen, das sie durch die Wirrnisse dieser Welt leitet. Die scheint ja völlig aus den Fugen geraten.“

„Da könnten Sie Recht haben“, sagte der Berater und nickte.

Der Pfarrer sah ihn nachdenklich an. „Das Fortrücken in der Kalenderzahl macht wohl den Menschen reifer, nicht aber die Menschheit.“

Irgendwie, fand der PR-Mann, hatte der kauzige Kerl Recht. Und wenn seine Gedichte und Geschichten die Welt ein bisschen besser machten, wollte er gerne seinen Beitrag leisten. Ihm fiel der Schlagersänger ein, dessen Verkaufszahlen in wenigen Tagen nach oben geschneit waren, nachdem ein

vietnamesisches Au-pair-Mädchen aufgetaucht war, mit dem er angeblich eine Affäre hatte. „Sind Sie eigentlich verheiratet?“

„Das tut absolut nichts zur Sache“, antwortete Herr Hebel mit vollem Mund. Der PR-Mann musste sich also etwas anderes einfallen lassen. Etwas Langlebiges, die Wirkung von Skandalen

war doch meist nur von kurzer Dauer. „Wenn die Menschen Ihre Texte lesen sollen, müssen wir ihr Interesse auf Sie lenken.“

„Sie halten meine Geschichten also für uninteressant“, stellte der Alte enttäuscht fest.

„Ich meinte nicht die Texte. Sondern Sie. Herrn Johann Peter Hebel.“

„Die Menschen sollten Bücher wegen ihrem Inhalt lesen.“

„Aber erstmal müssen wir sie neugierig machen. Und uns von den sechzigtausend anderen Büchern absetzen, die jedes Jahr in Deutschland erscheinen.“

„So viel?“

„Natürlich. Und das bei sinkenden Absatzzahlen.“

Der Schriftsteller dachte nach. „Möglicherweise über meinen Beruf. Schreibende Pfarrer wird es nicht so viele geben.“

Der Profi schüttelte den Kopf. „Das Ansehen der Kirche ist derzeit nicht das allerbeste.“

„Warum?“, fragte Herr Hebel erschrocken. „Ist etwas vorgefallen?“

Er wollte den Alten schonen und winkte ab: „Sie wissen doch, wie

das ist. Ein einziger Skandal zieht die ganze Branche in den Schmutz.“

„Ja, ja“, seufzte der, „wir Erdenkinder sind einer des anderen Engel, einer des anderen Teufel, mancher sein eigener.“

Schöner Satz, dachte der Öffentlichkeitsarbeiter, den wollte er sich merken. Auch wenn er nicht sicher war, ob er ihn richtig verstanden hatte.

„Wir brauchen ein positives Image.“ Er beugte sich zur Seite, um die Kleidung seines Klienten genauer zu betrachten. „Ihr Outfit gefällt mir. Das könnten wir zu Ihrem Markenzeichen machen.“

„So?“

Er breitete die Arme aus und las vor, was auf dem Plakat geschrieben stand, das er vor seinem geistigen Auge sah: „’Hebel is back! 250 Jahre nach seinem Geburtstag taucht der Dichter der Vergänglichkeit wieder auf!“

„Ausgerechnet die Vergänglichkeit?“

„Das ist Ihre schönste Geschichte. Ihr Opus Magnum!“, sagte der Berater, der diesen Titel beim Überfliegen der Unterlagen am

häufigsten gelesen hatte.

Der Alte räusperte sich. „Es handelt es sich um ein Gedicht. Ein sehr trauriges dazu. Außerdem hat es sich nicht bewahrheitet. Basel und die Burgruine Rötteln stehen immer noch.“

Jetzt nur nicht textexegetisch verzetteln, dachte der PR-Mann. „Vergangenes geht immer gut. Denken Sie nur an die vielen Mittelaltermärkte. Aus welcher Epoche stammen Sie eigentlich?“

„Ich wurde 1760 in Basel geboren. Mein Vater war Weber...“

„Ich meinte den Stil, in dem Sie schreiben. Klassik? Romantik? Biedermeier?“ Der Alte schien nicht zu verstehen, was er meinte. „Ich schreibe Gedichte“, sagte er, „und natürlich Kalendergeschichten.“

„Ist auch nicht so wichtig.“

Für ihn nahm die Sache Gestalt an. „Wir stellen nur wenige Texte auf die Homepage. Dafür bieten wir Hebel-to-go auf Twitter an. Und wir müssen Videos für YouTube drehen: Hebel, durch den Schwarzwald spazierend.“

„Auf dem Schauinsland wäre es sonniger.“

„Da sitzt schon Heidegger.“ Der Profi geriet jetzt richtig in Fahrt.

„Wir lassen Postkarten mit Ihrem Bild drucken. Wir hängen Plakate auf. Sie gehen in Talkshows. Und ich organisiere ein Treffen mit dem Ministerpräsidenten...“ Das freute Herrn Hebel.

„Und das alles wird helfen, dass die Menschen wieder meine Texte lesen?“

„Ich verspreche es Ihnen!“

„Dann will ich einverstanden sein.“ Er hielt ihm seine Hand hin. Der Berater schlug ein. Herrn Hebels Händedruck war überraschend schwach. Hebel bedeutete dem Wirt, noch ein Glas Wein und ein Bier zu bringen. „Wir müssen doch anstoßen!“

Der Kommunikator nickte und begann, in dem alten Buch zu blättern. Die Tinte war ausgebleicht und das Papier schon brüchig.

„Das ist die Erstausgabe von 1803“, sagte der Autor stolz.

„Schön. Aber wo steht denn Ihr Name?“

„Es erschien seinerzeit passender, keinen zu erwähnen. Sie müssen verstehen, ein Pfarrer und Gedichte. Aber schon die zweite Ausgabe trug meinen Namen!“

Der PR-Mann versuchte, das erste Gedicht zu lesen, aber es ging

nicht. Das musste an den altdeutschen Buchstaben liegen. Er blätterte weiter, aber wieder nichts. „Was steht denn da?“

„In der Chuchchi.“

Er blätterte weiter. „Und was heißt das?“

„In der Küche.“

Der Berater schüttelte den Kopf. „Und das?“

„Er het e Tschöpli a.“

„Das heißt?“

„Er trägt eine Jacke.“

„Und das?“

„Du guete Bursch, 's cha frili sy, was meinsch?“

„Was so viel heißt wie?“

„Du guter Junge, es kann natürlich sein, was meinst Du?“

„Und wo am Baum e Chriesi lacht, se het sie'm rothi Bäckli gmacht; rothi Bäckli verstehe ich ja noch. Aber was ist denn

eine *Chriesi*? Eine Krise?“ Der Alte schüttelte den Kopf.

„Eine Kirsche, natürlich!“

Der Berater war ratlos. „Was ist denn das für eine merkwürdige Sprache?“

„Alemannisch. Es sind ja auch die *Alemannischen Gedichte*.“

„Wie lange brauchen Sie für die Übersetzung?“

Herr Hebel verstand nicht: „Welche Übersetzung denn?“

„Ins Deutsche natürlich.“

„Verzeihen Sie“, sagte der Alte, „aber diese Gedichte kann man nicht übersetzen.“

Der Imageberater verstand ebenfalls nicht. „Wie soll ich denn eine Kampagne mit Gedichten aufziehen, die kein Mensch versteht?“

„Geheimrat Goethe sagte, wer sie lesen wolle, müsse eben die Sprache lernen.“

„Seit jedes Kuhdorf damit wirbt, dass Goethe dort einen Furz gelassen hat, kann man den vergessen.“

Der Alte lachte auf, als hielte er das für einen Scherz. Aber dem Berater war es Ernst. „Das geht so nicht!“

Enttäuscht ließ Herr Hebel das Besteck sinken. „Ich hatte zu hoffen gewagt, dass wenigstens Sie verstünden. Ich habe mich wohl getäuscht.“

„Haben Sie sich vor mir etwa schon mit anderen Beratern getroffen?“

Herr Hebel antwortete nicht. Er schob den Teller zur Seite, nahm das Buch und die Mappe und stand auf.

„Empfehle mich gehorsamst“, sagte er, verbeugte sich und verließ, ohne dass der Stammtisch das bemerkte, das Wirtshaus.

Der Werbestrategie sah ihm nach. Er wusste nicht, was er von dieser Begegnung halten sollte. Als der Wirt die Getränke brachte, deutete sonst schon nichts mehr darauf hin, dass sie überhaupt stattgefunden hatte. Er nahm einen großen Schluck Bier.

„Tschöpli“, murmelte er und wischte sich den Schaum vom Mund, „so ein Unsinn.“

Anmerkungen

Die kursiven Zitate stammen aus verschiedenen Gedichten von Johann Peter Hebel.

Die Aphorismen über das Fortrücken des Kalenders und über die Menschen, die sich Engel und Teufel sind, stammen ebenfalls von Hebel.

Goethe mochte Hebels Gedichte und empfahl tatsächlich, dass derjenige, der sie lesen will, die alemannische Sprache lernen soll.



Regina Schleheck

Debauchment versus Katharsis

Dušan David Parizek inszenierte Lessings Nathan 2006 in Köln und verkehrte das alle Kulturen versöhnende Happy-End in eine Katastrophe: Als der Tempelherr erfährt, dass er ein inzestuöses Verhältnis mit seiner eigenen Schwester eingegangen ist, knallt er durch und alle nieder. Nathan, bereits in der Eingangsszene von dem Sultan mit der Fangfrage nach dem wahren Glauben konfrontiert, richtet seine Ringparabel im Anschluss an die Gräueltat an die Leichen seiner Lieben. Der Kölner Stadtanzeiger kommentierte gallig: „Der Trick ist nicht übel: Er betont das Utopische an der befriedenden, Grenzen verwischenden Idee des Weisen.“

Welcher Utopie, bitte? In Nathan personifizierte Lessing seinen Glauben an das Gute: Einsicht, Vernunft als ersten Schritt zu Besserung auf dem Weg zu Friede, Freude, Eierkuchen. Dass er

diesem Glauben Gestalt in einer literarischen Form gab, hatte handfeste politische Gründe: Die Welt war eben nicht so, wie sie sein sollte. Sie war immerhin so schlecht, dass sie Lessings Botschaft nicht hören wollte. Zumindest nicht explizit. Also griff Gotthold in die Trickkiste, ließ fiktive Personen für sich sprechen – nicht *die Kinder bloß speist man mit Märchen ab* – und die solchermaßen Gespeisten mit-leiden. Sie sollten im Verdauungsprozess, aus dem Bauch heraus, verstehen und in einem Aufwasch geläutert werden.

Es gelang und auch wieder nicht. Verstanden wurde die Botschaft wohl. Allein der Mensch hat jenseits des Verstandes noch andere Eigenarten aufzubieten. Der weise Lessing hatte seinen Nathan wohlweislich schließen lassen:

*So lad ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiser Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich; und sprechen.*

1000 Jahre? Nathans Utopie konnte 150 Jahre darauf Auschwitz nicht verhindern und über 200 Jahre später auch nicht Armin

Meiwes. Wie, fragt man sich, konnten nach Jesus von Nazareth, nach Aufklärung und Humanismus noch Menschen auf die Idee kommen, in einem Menschen einen Rohstofflieferanten für Lampenschirme, Seifen oder eine Penis-Mahlzeit zu sehen? Wie konnten alle Errungenschaften der Zivilisation an den Mengeles und Meiwes vorbeigehen? Oder an Herrn F. aus Amstetten? Oder wie sie alle heißen, diese Menschen wie du und ich, die uns vor dem Menschen Möglichen fassungslos erschauern lassen?

Die Kultur hatte in der Zwischenzeit mäandert und Rousseau (Das Natürliche ist gut, die Gesellschaft schlecht), Schopenhauer (Alles Sein ist irrational), Darwin (Der Stärkere setzt sich durch), Nietzsche (Gott ist tot), Freud (Der kritische Verstand ist dem tyrannischen Über-Ich und dem subversiven Es ausgesetzt) und Marx (Der Mensch wäre gut, wenn der Kapitalist ihn nur ließe) zu Wort kommen lassen. Lauter Befunde, die uns hätten warnen müssen, dass Nathans Utopie nicht über *tausend tausend Jahre* entfernt liegt, sondern möglicherweise für immer unerreichbar bleiben muss. Nicht nur dass der Mensch an sich und in der Gemeinschaft gar

nicht so ohne Weiteres zum friedlichen Weltbürger taugt. Alle Errungenschaften der Zivilisation, jede Erkenntnis muss zudem in mühsamer Ontogenese nachvollzogen werden. Und je nach Dosierung und Zusammensetzung kommt es zu immer anderen Ergebnissen: Halbverdautes, Diarrhoetisches, Wiedergekäutes. Es gibt Lieblingsspeisen, die nicht immer der eigenen Gesundheit zuträglich sind, andere, die die der Mitmenschen gefährden.

Was hat das nun alles mit Sprache zu tun? Sprache ist das Handwerkszeug der Literatur. Sprache konstituiert Welten. Selbst wenn sie sich deren pure Abbildung auf die Fahnen geschrieben hat, kreiert sie doch einen neuen, einen gedachten Kosmos, der tief ins Emotionelle, in die Selbstkonstituierung des Wahrnehmenden eingreift. Sofern sie nicht den Anspruch erhebt, Realität wiederzugeben, sprechen wir von fiktionaler Literatur. Diese wiederum will in erster Linie wirken. Logisch. Wenn der Gegenstand zweitrangig wird, treten Sender und Empfänger in den Vordergrund. Je nachdem, ob der Fokus schwerpunktmäßig auf dem einen oder anderen liegt, ist die expressive bzw. appellative Komponente

stärker ausgeprägt. In einem ersten grundlegenden literaturtheoretischen Werk fordert Aristoteles in seiner „Poetik“ 335 v. Chr., den „Logos“, die geformte Sprache, so einzusetzen, dass eine edle, wirkungsvoll konstruierte – er spricht von Nachahmung, meint aber Fiktion – Handlung dem Theater-Zuschauer die allgemein gültige Dynamik menschlicher Leidenschaften warnend vor Augen führt – in appellativer, bildender Absicht. Die klassische dramatische Literatur als konstituierender Teil der Kultur hat sich in Anlehnung an Aristoteles die Katharsis, die Reinigung der Gefühle, auf die Fahnen geschrieben. Im Durchleben von Mitleid und Furcht erfährt der Zuschauer eine Läuterung seiner Seele von seinen Leidenschaften.

Na prima. Das mag mit Lessings Nathan funktionieren. Obwohl – Nathan ... Who the hell is Nathan? Ist das nicht der Drummer der amerikanischen Indierock-Band Kings Of Leon? Die in Dublin wannwardasgradnoch die Konzerthalle zum Einstürzen gebracht hat? Wenn Katharsis wirksam werden soll, muss die entsprechende Literatur an die Frau oder den Mann kommen. Die schert hohe

Literatur aber mehrheitlich herzlich wenig. Stattdessen sorgen Rockkonzerte für innere Aufwühlungen, man vertreibt sich die Zeit mit *short messages* statt mit der *Suche nach der verlorenen Zeit*, guckt günstigstenfalls *Galileo* auf Pro Sieben statt von Brecht. Nun hatte der es ja auch schon nicht mit der Katharsis, sondern eher mit dem Zeigefinger. Aber das Ziel war immer noch der mündige Mensch.

Wie verhält es sich aber nun mit der Mehrheit der Produkte, mit denen die Medienindustrie, der ins Monströse verzerrte Nachfahr Gutenbergs, uns überschwemmt? Kann man das, was die *Bildzeitung*, was *DSDS*, was *Der Zombie-Macher von Haiti* oder *www.pornopur.com* mit uns anrichten, als Katharsis bezeichnen? Was, wenn Literatur uns auf *böse* Gedanken bringt? Und das auch noch *intendiert*? Das *Es* in uns bedient? Uns das Neidische, Hämische, Gehässige, Rachelüsterne, Gierige durchleben lässt? Und zwar nicht mit dem Ziel der Überwindung derselben, sondern im Gegenteil, um uns in *Unmündigkeit* zu schicken, uns abhängig zu machen von diesen Gelüsten, damit wir zu zuverlässigen

Konsumenten der Produkte dieser Literatur – im weiteren Sinne Medien – werden? Wenn das Fiktionale für eine Verunreinigung der Gefühle sorgt? Oder wollen wir nur der politisch einwandfreien Literatur Wirksamkeit unterstellen? Wenn nicht, dann muss das Ergebnis doch Verderbnis sein, ein Prozess, für den ich den Begriff *Debauchment* vorschlage. Ist es nicht allerhöchste Zeit, dass dieses in literaturtheoretischen Elfenbeintürmen seit je am liebsten übersehene, in den literarischen Niederungen aber fröhliche Urständ feiernde Anliegen endlich begrifflich fassbar gemacht wird?

Wenn Literatur Utopien den Weg bereiten kann, gibt es zwei (idealtypische) Möglichkeiten, die mit konträren Wirkungsergebnissen korrespondieren: die Idee der Katharsis und die des Debauchment, der Läuterung und der Verderbnis, die uns Versöhnung oder Vernichtung bescheren. So wie der Parizeksche Tempelherr, nachdem er die Wahrheit über seine Blutsverwandtschaft mit der Frau, auf die er scharf ist, erfahren hat, wider Lessings Anliegen aus Frust seine ganze neu gewonnene

Familie umlegt, so mag ein Armin Meiwes, durch die Rezeption von im Netz gewissenlos feilgebotenen Menschenfresserfantasien aufgegeilt, das Messer wetzen und der Idee von der Förderung einer humanen Utopie durch Literatur – durch geformte Sprache – zumindest eine empfindliche Wunde zufügen.



Ingeborg Schmidl

Mai-Ling kann nicht sprechen

Johanna kam aus dem Kindergarten nach Hause und überfiel ihre Mutter mit den Worten: „Wir haben eine Neue in unserer Gruppe, Mai Ling heißt sie.“ Da die Kleine ununterbrochen plapperte, nahm ihre Mutter dies ohne Kommentar zur Kenntnis.

Am nächsten Tag verkündete Johanna: „Du Mama, Mai-Ling kann nicht sprechen.“ Etwas gedankenlos erkundigte sich die Mutter: „Ist Mai-Ling taubstumm?“ „Mama, was ist denn taubstumm?“ Geduldig erwiderte die Mutter: „Taub ist jemand, der nicht hören kann.“ „Bin ich auch manchmal taub, wenn du fragst, ob ich nicht hören kann?“ „Nein, das ist anders, du willst dann nicht hören, aber Mai-Ling kann nicht hören, und wer nicht hören kann, der – erklärte die Mutter ihrer Tochter – „muss fühlen“, vollendete die kleine Johanna, den Satz ihrer Mutter, die sofort korrigierte: „Nein, der kann auch nicht sprechen.“ „Ach, so“, und Johanna war zufrieden.

Am nächsten Tag empörte sich Johanna über eine Strafe der Kindergärtnerin. Sie durfte eine Stunde nicht draußen spielen, sie musste lesen, was so viel hieß wie Bilderbücher anschauen.

„Da hast du sicher etwas angestellt“, kommentierte die Mutter, „und was hast du gemacht?“ „Ich habe den Kassettenrecorder auf ganz laut gestellt und an Mai-Lings Ohr gehalten. Da hat sie geschrien. Also kann sie hören und schreien, ist also nicht taubstumm, wie du gesagt hast. Aber warum spricht sie nicht mit mir?“ Geduldig erklärte Frau Sonntag: „Vielleicht spricht sie eine

andere Sprache.“ „Was ist das Sprache, Mama?“, wollte Johanna, die nicht so leicht zufriedenzustellen war, wissen.

„Sprache ist das, was man spricht“, versuchte die Mutter – schon ein wenig genervt – die Frage ihrer Tochter zu beantworten. „Ach so, ich spreche eine Sprache.“ Aber warum versteht mich dann Mai-Ling nicht?“ Mai-Ling spricht sicher eine andere Sprache und versteht somit deine Sprache nicht.“ „Hm – und was für eine Sprache habe ich?“ Johanna ließ einfach nicht locker. „Du sprichst die Sprache Deutsch. Deine Kindergärtnerin, die Isabella, spricht sogar zwei Sprachen, Italienisch ist ihre Muttersprache, Deutsch spricht sie, weil sie in Deutschland wohnt.“ „Wenn Italienisch Isabells Muttersprache ist, ist dann Deutsch ihre Vatersprache?“, bohrte Johanna weiter. „Eine Vatersprache gibt es nicht.“ Frau Sonntags Geduld geriet ins Wanken. „Warum nicht? Warum gibt es keine Vatersprache?“, löcherte Johanna mit der nächsten Frage ihre Mutter. Entnervt befahl diese: „Wasch dir die Hände! Es gibt gleich Essen.“

Am nächsten Tag erzählt die Kleine: „Ich weiß jetzt, welche Sprache Mai-Lings Mutter spricht, ich hab´ sie gefragt: Sie spricht Chinesisch. Also ist Chinesisch Mai-Lings Muttersprache. Sie wohnen in Deutschland, warum spricht Mai-Ling dann nicht Deutsch wie Isabella?“

Durch das Klingeln an der Haustüre wurde Frau Sonntag von der Pflicht zu antworten entbunden.

Kaum war sie wieder im Zimmer, ging es weiter: „Du Mama, Mai-Ling ist nicht mit nach draußen gegangen, keiner außer mir hat es gemerkt, da bin ich bei ihr geblieben. Ich habe ihr gesagt, sie soll mit

mir auf den Spielplatz kommen. Sie hat mich nicht verstanden.“ „Du hättest sie einfach an die Hand nehmen und nach draußen zeigen können, das hätte sie bestimmt verstanden.“ Seltsamerweise erfolgte von ihrer Tochter kein „Ja, aber...“ Deshalb fuhr sie fort: „Du hättest ihr ein Zeichen geben können, so etwas nennt man dann Zeichensprache, die spricht man nicht, da zeigt man nur.“ „Hm“, sagte Johanna und dachte nach.

Am Abend hatte Johannas Vater im Fernsehen die Tagesschau eingeschaltet. Rechts oben im Bild übersetzte eine Frau die Nachrichten in Gebärdensprache. „Guck mal, Mama, was macht die Frau da oben rechts im Bild?“ Dieses Mal antwortete Herr Dr. Sonntag, ihr Vater: „Sie übersetzt die Nachrichten in die Gebärdensprache.“ Bevor er eine weitere Erklärung abgeben konnte, platzte Johanna dazwischen: „Was ist das denn schon wieder? ...“

Tief Luft holend dozierte Johannas Vater: „In der Gebärdensprache werden Gebärden eingesetzt, um sich zu verständigen.“ „Gebärden? Was ist das?“, wollte Johanna nun wissen. „Das sind Zeichen“, sagte Herr Sonntag und blickte Hilfe suchend zu seiner Frau, die aber eilig in der Küche verschwand. „Ich weiß schon, die sprechen in der Zeichensprache – hat mir Mama erklärt. Das ist die Sprache der Taubstummen, die wirklich nicht hören und sprechen können“, fuhr sie altklug fort. Mit den Worten: „Johanna, musst du nicht ins Bett? Es ist schon spät“, entzog sich der Vater weiteren Diskussionen.

Am nächsten Tag fragte Johanna Isabell, die Kindergärtnerin: „Weißt du, was Sprache ist?“ Wie aus der Pistole geschossen kam Isabells Antwort: „Das ist das, was wir sprechen.“ Die Kleine reihte wahllos Wörter aneinander und wollte wissen: „Ist das Sprache?“ „Nein, das

ist Sprechen, aber frag doch deine Mutter“, unterbrach sich die Kindergärtnerin selbst – wohl wissend, dass sie dadurch eine lange Fragerei vermeiden konnte.

Das erste, was Johanna fragte, als sie nach Hause kam, war: „Du Mama, was ist der Unterschied zwischen Sprache und sprechen?“ Gute Frage, dachte Frau Sonntag und versuchte, den Unterschied kindgerecht zu erklären: „Schau, hier ist eine Kette mit vielen Perlen, jede Perle ist ein Wort, und wenn man die Perlen in der richtigen Reihenfolge auffädelt, dann hast du eine Kette. Wenn du die Worte richtig auffädelt, hast du einen Satz...“

„Aber“ – Johanna überlegte angestrengt – „kann man denn Wörter auffädeln? Da fiel Frau Sonntag nichts mehr ein und sie sagte zu ihrer Tochter: „Das mit den Sätzen und Wörtern erkläre ich dir, wenn du groß bist. Geh erst einmal spielen!“ „Und wann, wann bin ich groß?“ Wortlos schob Frau Sonntag ihre Tochter in den Garten...



Das Buchstabenspiel

„Ach ist mir langweilig“ stöhnte die kleine Emily und ging zum Fenster – und was sie sah, munterte sie nicht gerade auf: grau, alles grau – und Regen, strömender Regen – und das in den Ferien.

Ihre Freunde: Alle verreist, der Computer: Abgeschaltet, ihr Limit, jeden Tag eine Stunde surfen, war überschritten.

Handy: Fehlanzeige, auch hier hieß es, Limit überschritten. Gähnende Langeweile überfiel sie. Was sollte sie nur machen. Lustlos streifte ihr Blick das volle Bücherregal – alles schon gelesen, also auch nichts Neues.

Wahllos griff sie ein Buch heraus. Ein altes Kinderbuch von Feen, Hexen, Kobolden und ähnlichen Gestalten. Dem Märchenalter war sie längst entwachsen. Als sie das Buch zurückstellen wollte, fiel es ihr aus der Hand, ein Wirbel entstand und aus dem Buch löste sich die Fee Thalia, die Begleiterin ihrer Kindertage.

„Ist dir mal wieder langweilig?“, fragte die Fee.

Emily maulte „Das sollen Ferien sein, keine Freunde, kein Computer, kein Handy und dazu noch dieses abscheuliche Wetter. Da muss man doch die Krise kriegen. Wäre es dir da nicht auch langweilig?“

„Eigentlich nicht, ich würde das Buchstabenspiel spielen.“ „Was für ein Spiel?“, fragte Emily interessiert. „Das Buchstabenspiel, du kennst das Buchstabenspiel nicht?“, gab die Fee erstaunt zurück.

„Pass auf, ich nehme eine Geschichte, schüttele sie ganz kräftig, so dass sie sich in einzelne Buchstaben auflöst. Also fallen die Buchstaben des Alphabets heraus. Dann kannst du die Geschichte wieder zusammensetzen. „Das ist viel zu schwer“, entgegnete Emily enttäuscht, die sich auf ein Spiel gefreut hatte – „du kannst das natürlich – du bist ja eine Fee“...

„Für dich mache ich das Spiel natürlich leichter.

Ich setze für jeden Buchstaben einen Punkt. Der erste Satz könnte so aussehen:, ach ich glaube, dass auch dies für dich noch zu schwer ist“, unterbrach sich die Fee selbst „Also mache ich das Spiel einfacher: Ich schreibe alle Konsonanten auf“, „Konso...was?“, fragte Emily entgeistert. „Du weißt nicht, was Konsonanten sind?“ fragte die Fee entsetzt. Also das ist das lateinische Wort für Buchstaben wie b c d ...“ „Ach so, du meinst Mitlaute, bei uns in der Schule heißen sie Mitlaute.“ „Mitlaute ist das deutsche Wort für Konsonanten“, klärte die Fee Emily auf. „Aber warum heißen sie eigentlich Mitlaute?“, wollte Emily nun wissen. „Die Laute b c d kannst du erst dann richtig aussprechen, wenn du einen Vokal davor setzt bzw. anhängst“ – „Vokal? Ist das wieder lateinisch?“ „Ja, ja, auf Deutsch heißt ein Vokal Selbstlaut, der braucht nichts dazu, um gesprochen zu werden – also noch einmal zurück zum Mitlaut. Im Alphabet heißt es: es be ce de ... „

„Ach, da fällt mir etwas ein“, unterbrach sich die Fee, „es gibt einen Buchstaben im deutschen Alphabet, der ist etwas ganz Besonderes. Das Ypsilon. Das Ypsilon wird als Konsonant und als Vokal benutzt. Deshalb habe ich dir das Ypsilon im Text gelassen.

„Und wann spielen wir endlich?“ Emily wurde langsam ungeduldig. Thalia ließ sich aber nicht irritieren und erklärte das Spiel weiter.

„Hier ein Beispiel: Viele Märchen fangen so an: .s .a. ei.. a.“ „Das ist doch easy“, meinte Emily, „alle Märchen fangen mit ‚Es war einmal‘ an.“

„Sicherheitshalber probiere ich noch die anderen – wie heißen die

Dinger?“ , murmelte Emily vor sich hin. „Vokale auf lateinisch, Mitlaute auf Deutsch“, hörte sie die Stimme der Fee sagen. „Ach so“, meinte das Mädchen und probierte eifrig *as, es, is, os, us*. „Das richtige Wort heißt *es*. Nun das zweite Wort – zunächst mit *a*, also *war*. Das ist das richtige Wort. Es gibt zwar noch *wer* und *wir* – *wor* und *wur* sind Quatsch. Zu *es* passt nur *war*. „Thalia, das Spiel ist ja echt cool! Also weiter ..*nm*.!“

Ah, da sind zwei Punkte, also zwei Vokale oder Selbstlaute hinter einander. Ach, das ist sicher *einmal*, also beginnt unsere Geschichte mit: *Es war einmal*.“

„Dann ist ja alles klar“, bemerkte die Fee. „Setz dich an Deinen Schreibtisch und lege ein Blatt auf den Tisch, nimm einen Stift in die Hand und beginne, das Rätsel zu lösen. Die Fee fuhr mit der Hand über das Blatt und voller Erstaunen sah Emily einen Text mit vielen leeren Kästchen.

„Ach beinahe hätte ich es vergessen, denk auch daran, dass es Umlaute und Doppellaute gibt.“ „Was ist denn das schon wieder?“ „Aber Emily, aus *a* wird *ä*.“ „Ach so, das meinst du“, unterbrach Emily die Fee, „aber Doppellaute, von denen habe ich noch nie etwas gehört!“ „Aber Emily“, mahnte die Fee, „denk doch nach, *au, eu, ie*.“ „Natürlich kenne ich die, ich wusste nur nicht, dass sie Doppellaute heißen.“

„Außerdem ist die Geschichte ein Gedicht“, führte die Fee weiter aus. „Weißt du wenigstens, was ein Gedicht ist?“ „Natürlich, bin doch nicht doof, ein Gedicht reimt sich.“ „Das ist richtig, aber was reimt sich?“ „Die Reime natürlich.“ „Aber Emily, etwas, was sich reimt, das **ist** ein Reim, aber was reimt sich?“ „Na das Ende.“

„Natürlich steht der Reim am Ende.“

„Emily, noch nie etwas von Versen gehört?“ „Kann schon sein.“

„Also, die Verszeilen, die haben einen besonderen Rhythmus und reimen sich am Ende der Zeilen – aber lassen wir das.“

„Hier die Geschichte!“



Höxön-Trööm

Öön höbschÖs HöxlÖön, jÖng Önd zÖrt,
wÖllt brÖchÖn mÖt dÖr HöxÖn-Ört,
dÖs HöxÖn-ÖlphÖbÖt nÖcht lÖsÖn,
Ös spÖÖltÖ lÖÖbÖr mÖt dÖm BÖsÖn.

WÖllt rÖÖsÖn wÖhl Ön wÖte FÖrnÖn,
Önd nÖcht LÖtÖÖn dÖr HöxÖn lÖrnÖn,
wÖr ÖnzÖfrÖÖdÖn mÖt dÖr WÖlt
Önd sÖhntÖ sÖch nÖch RÖhm Önd GÖld.
MÖcht ÖÖne PÖp-ÖkÖnÖ sÖÖn,

d2s 2st 22n L2b2n, d2s 2st f22n!

G2schm2nkt, gestylt m2t s2hr v22l Ch2c

d222B2hn2 r22f, J2ry 22Bl2ck.

S22 s2ngt 2hr L22d m2l l22t m2l l22s2r.

22f 22nm2l w2r d2s H2xl22n h22s2r.

D22 J2ry l2bt d2n r222n T2n,

d2 schl2cht d22 H2x 2ns M2kr2ph2n:

L2sst m2ch h22r w2g, l2sst m2ch h22r r22s,

n2mmt 2hr22 B2s2n, 22lt n2ch H22s.

Pr2nzqss2n s22n, d2s w2r' n2ch w2s.

B2r2hmt s22n, d2s m2cht 2rre Sp22.

S2 sch2n s22n, r22ch s22n, f22n gekl22d2t,

m2t Pr2nzg2m2hl, d2n j2d2r n22d2t.

S22 n2mmt d2n B2s2n, k2mmt z2 sp2t:

Ein Prinzess Sätze setzt schön Kett.

Flugs nimmt sie den ich ihren Bissen

flügel halm, als wäre nichts gewesen.

Ich Madel kennt Hexen werden.

Sie ist die schönste Hex' auf der Welt.

Tempel des gibt's wasser sind im Meer

den sie mess, sie hält nichts mehr.

Bliss rüstet'n mit den dämmen Pissen,

im Klid, im Ruck und mit in Hissen,

gefällt ihr nicht, sie nimmt den Bissen,

flügel halm, als wäre nichts gewesen.

?

Mit Sprache über Sprache 2

Emily löste mit heißen Wangen die Rätsel der Geschichte und schrieb sie auf, euch verrät sie die Geschichte aber nicht, versucht es doch selbst.

Habt ihr eure Geschichte auch fertig?

Dann – schöne Ferien!



Christina Schoessler

An Friederike M.

deine Fingerflammen

weißliche Dolden

du last

aus deinem Schreiben

mir

die verlorenen Orte

lodernde Wälder

unter glühenden Stirnkuppen

das Tränenfass

vor dem Fenster

ein strömender Garten

Mit Sprache über Sprache 2

warten

bis Dachrinnenflüsse

murmeln

mir an die

gebleckten Schläfen

die Fußnoten

gingen mit mir durch

die heimwärts

täuschenden Gassen

ein stilles

Herzkammerleuchten

Jänner



Krähengezeter

hängt an der Leine

Schneehimmel

gibt Durchblick

kurz

fassungslos

wischen Wimpern

leuchtende Bläue aus

Tannenwipfel

wisperm ihr

kerzengerades

Grün

die Sätze nadeln

schon

das Papier

zeigt mir sein

Janusgesicht



lichtwärts

die Blätter beschreiben

und unter den Steinen

gurrnt noch

das rostige Wort

im Windgehege

trudeln

die ausgerenkten Flügel

nun gilt es

die goldenen Duschen

zu empfangen

den Mantel Regen

Eigenzeit

komm geh

ins karmesinrote Schweigen

den Abendteichen abgeschöpft



Malve.

Gelbschmelzendes Gesicht.

Nicht

zupf ich dir an

dichtbehaarten Blättern.

Du blühst hinweg.

In bleibetäubten Lettern

bleibt kein Licht.



muss glühen

Sprachkomet

die schwirrenden

Silben

im Morgenlila

der wärmende Unterrock

die Salbe Schlaf

auf trockener

Haut

die Sakramente

Lichts

in gelben

Augen

spukt der Schleier

der dichtere Film

und Heckenrosen

strotzen

verwischte Farben

Mit Sprache über Sprache 2

dornt das Gestrüpp

schon in das

taube Fell

ein Kuckucksruf

die weichen Wälder staunen

mein Nachtlaub

und dein weinendes Gesicht

rinnt wieder Tag ein

in die tieferen

Furchen

die Worte wachsen

aus dem

blinden Fleck



Nachtschattengewächs

noch ein Wort

am Rande des Lichtes

ich setze die Atemspitze auf

da spaltet´s mir die Zunge

es schweigt eine Lache

schweigt sich dunkler

an tropfendem Munde

wächst mir die Blume

aus Nacht



Sammeln

die Worte

letzte Ziffern pflücken

vom hochroten Herbstbaum

schon weht

der Mantel des Abends

um deine knirschgrauen Schultern

ein Kissen im Moos

und nichts

als den Puls der Erde

im Herzen



wenn die Himmel sich häuten

heller um heller

und das Fruchtfleisch des Frühlings

sich drängend staut

Mit Sprache über Sprache 2

unter Knospenkuppen

auf blutigen Hügeln

wetze nicht

den Stein des Zweifels

dies

dein Indianergesicht

dein Inwendiges

Stirn- und Wangengebirg

tauche

in die blassblaue Schale

Morgenwasser

dies

dein Blutwort

dein Totemtier

so nadelfein

Mit Sprache über Sprache 2

eintätowiert

in stumme weiße Landschaft

in die anderen Wälder

die Birkenhaine

will es gehen

zu pflücken

die silbernen Spiegel

der Sonne



Wort für Wort

Botschaften aus dem Resthirn.

Die Hämatome

auf dem schutzlosen Weiß.

Und der Himmel
zeigt fordernd seine blauen Stellen.



Zettel beschreiben

die Fingerkuppen schinden
sich auskritzeln
ins dunkle Gekrakel
die Hahnenfüße
der Schrift verklammern
zerschreiben
die Sprache
weg
fort
heraus
die Worte

Mit Sprache über Sprache 2

in wortloser Tinte

ertränken

den suchenden Blick

aus dem Fenster

zerkratzen

das schweigende Spiegelbild

im trockenen Weiß

des Papiers

zuletzt

Gedanken vergessen

Sein

für das taube Licht

des Mondes



Leslie Smith

Der Höhenflug der Worte

Verträumt stand Lisa auf der Rolltreppe und schaute sich die Reisenden um sie herum an. Koffer, Rucksäcke und Taschen aus aller Herren Länder wurden von einer Seite der Flughafenhalle zur anderen getragen. Jeder war mit sich selbst und seinem nächsten Ziel beschäftigt. Vor ihr stand eine junge Frau, die ihren Koffer in der rechten Hand hielt und mit der linken eine Handtasche, einen Regenschirm und eine Tasse mit heißem Kaffee zu balancieren versuchte. Lisa ging weiter an den Informationsschaltern vorbei in Richtung Flugsteig.

„Sicherheitshinweis: Lassen Sie Ihr Gepäck nicht unbeaufsichtigt“, ertönte es aus den Lautsprechern.

Natürlich reagierte niemand darauf. Jeder, der schon einmal an einem Flughafen oder einem Bahnhof war, kennt diese Ansage. Und wahrscheinlich lassen auch nur die wenigsten ihr Gepäck unbeaufsichtigt. Es beeindruckte Lisa dennoch, wie diese Worte gehört und doch überhört wurden. Es war, als gehörten sie zur Geräuschkulisse, als gingen sie inmitten der ratternden Räder der Rollenkoffer, der Schritte der eilig herumirrenden Reisenden und dem raschen Wortwechsel zwischen Passagier und Personal unter.

Sie musste ein wenig lächeln, als sie zwei Kleinkinder sah, die auf dem Boden vor ihren erschöpften Eltern saßen und begeistert ihre kleinen Koffer umpackten. Sie hatten die Leichtigkeit und Freude in sich, die vielen Reisenden verloren gegangen war. Als sie selbst noch ein kleines Mädchen war, hatte sie auch oft gemeinsam mit

ihrem Großvater „Verreisen“ gespielt. Er musste sich mit ihrem roten Kofferchen auf die große Wendeltreppe setzen, und sie würde ihm Nüsse und Saft servieren.

Am Anfang ihrer Karriere konnte sie sich nichts Schöneres vorstellen, als die Welt zu bereisen. Jeden dritten Tag in einem neuen Land, was könnte es Schöneres geben. Und an sich war es auch so. Sie hatte mittlerweile über dreißig Länder besucht. Sie war zwar fasziniert von den wunderschönen weißen Sandstränden Nordbrasilens, aber besonders hatten sie die nördlichen Regionen begeistert, wie die Nordlichter in Finnland oder die Fjorde Norwegens. Wer weiß, ob sie ohne ihren Großvater jemals Flugbegleiterin geworden wäre.

Hinter der jungen Familie war ein großes Werbeschild zu sehen, auf dem eine schöne Frau, gekleidet in der Uniform ihrer Fluggesellschaft, strahlend vor einem Jumbojet stand und ein Tablett mit Champagnergläsern hielt.

„Schnell, komfortabel, elegant“, hieß es in geschwungenen und unterstrichenen Buchstaben unter dem lächelnden Gesicht.

Als Lisa die Masse unterschiedlichster Passagiere beobachtete, fand sie für jedes dieser Attribute recht schnell die passende Zielgruppe. Der Geschäftsmann, der mit seinem praktischen Handgepäck und der ordentlich gefalteten Zeitung unter dem Arm zügig zu den Taxis lief, würde sich von dem Wort „schnell“ wohl gut überzeugen lassen. Der etwas rundlich geformte Herr vor dem Schnellimbiss könnte das Wort „komfortabel“ mit geräumigen Sitzplätzen in Verbindung bringen. Dann war da noch die vornehme Dame mit Stola und Riemchenschuhen, die sich höchstens von der neuen Herbstkollektion im Schaufenster hätte aus der Ruhe bringen lassen.

Ja, das Wort „elegant“ passte hier wohl wie die Handtasche zum Gürtel.

„Letzter Aufruf für alle noch fehlenden Passagiere des Pen Air Fluges 541 nach Budapest, bitte begeben Sie sich umgehend zum Flugsteig C 2“, wurde nun durchgesagt. Wieder war Lisa über die Reaktion der Reisenden amüsiert. Kaum war die Stimme der Ansagerin zu hören, hoben einige der wartenden Menschen neugierig ihre Köpfe, die vorher noch in Bücher oder elektronische Gerätschaften versunken waren. Hörten sie, dass es nicht um ihren Flug ging, sanken die Köpfe wieder ab in ihre eigene Welt. Die Angesprochenen hingegen nahmen wie auf Kommando ihre Jacken und Taschen und machten sich auf den Weg zu ihrem Flugsteig.

Auf der nächsten Rolltreppe angekommen drehte Lisa sich um und sah der eleganten Dame hinterher. Noch einmal musste sie an ihren Großvater denken.

„Zu meiner Zeit war eine Flugreise noch etwas Vornehmes“, hatte er geschwärmt. „Ich erinnere mich noch ganz genau an meinen ersten Flug. Naja, das erste Mal war ich schon viel früher geflogen, aber das war im Krieg. Mein erster richtiger Urlaub war ein Spektakel. Es war eine Boeing 707. Nicht jeder konnte sich eine Flugreise leisten. Die Reisenden zogen sich ihre schicksten Kleider an. Ich hatte meinen Sonntagsanzug an. Wir sind von Frankfurt nach New York geflogen. Das war vielleicht ein Erlebnis.“ Seine Worte klangen noch heute in ihren Ohren. Von der Dame mit Stola und Riemenschuhen mal abgesehen, konnte sie nur wenig Glanz und Eleganz in der Menschenmenge entdecken. Was aber besonders auffiel war, dass jeder Einzelne in dieser Ansammlung von unterschiedlichsten Menschen in seiner eigenen Welt zu sein

schien. Und so unterschiedlich sie auch alle sein mochten, so waren sie doch alle gleich.

Wahrscheinlich bedurfte es deswegen schon immer auf Werbetafeln besonderer Ausdrücke, um das Interesse des Publikums zu wecken. Ihr Großvater hatte immer gerne über die Macht der richtigen Worte gesprochen. „Das richtige Wort und der richtige Ton haben die größte Macht auf der Welt. Das hat auch Mark Twain so gesehen, und der musste es wissen“, hatte er ihr erklärt.

Nun holte sie sich nur noch schnell ein Stück Kuchen und einen Kaffee und lief zu ihren Kolleginnen, die am Flugsteig auf sie warteten. Aus irgendeinem Grund ging Lisa ihr Großvater an diesem Tag nicht mehr aus dem Kopf. Seine Schwärmerei für das stilvolle Verreisen der alten Zeiten, seine lustigen Anekdoten über Sprache und natürlich sein Humor. Wenn er gewusst hätte, dass sie gerade in ein Stück Bienenstich beißen wollte, dann hätte er sie wahrscheinlich vor dem starken Juckreiz gewarnt.

In wenigen Minuten sollten die ersten Passagiere an Bord kommen. Dieser Teil ihrer Tätigkeit hatte Lisa noch nie gefallen. Erst mussten alle Passagiere durch die Gänge laufen, dann ihr Handgepäck verstauen und anschließend ihre Plätze einnehmen. Dabei konnte es schon mal etwas ruppig zugehen. Meistens waren die Passagiere sehr freundlich und gingen höflich miteinander um, aber hin und wieder gab es auch ungeduldige oder arrogante Fluggäste, die sich verhielten, als hätten sie Angst, man würde ohne sie abfliegen.

Nach und nach kamen die Passagiere nun an Bord. Sie zeigten ihre Bordkarten, gingen zu ihren Plätzen und richteten sich auf einen Zehnstundenflug ein. Ein wenig abwesend stand Lisa am Gang.

Ruckartig wurde sie aus ihrem Tagtraum gerissen, als ein Herr mit braunem Mantel, zerknittertem Hemd, abgenutzten Lederschuhen und säuerlichem Geruch an ihr vorbeirauschte. „Nun machen Sie doch Platz, Sie Saftschubse!“

Perplex und von solch´ einer Unhöflichkeit überrannt ließ sie den Mann durch und ging weiter ihrer Arbeit nach. Ihre Kollegin hob ihre Augenbrauen und lächelte sie mitfühlend an. Trotzdem fühlte sie sich gekränkt. Es war nicht das erste Mal, dass sie sich über das unfreundliche Verhalten gewisser Passagiere geärgert hatte. Aber was blieb ihr schon übrig. „Passagier ist König, auch wenn er sich nicht wie einer verhält“, dachte sie leise bei sich.

Nun hatten endlich alle ihre Plätze eingenommen. Lisa nahm das Mikrofon in die Hand und wartete auf ihre Kollegen. Als sie sich aufgestellt hatten, nickten sie Lisa zu und ließen sie so wissen, dass sie für die Präsentation der Sicherheitsvorkehrungen bereit waren.

Nun gehört es zu den Aufgaben der Flugbegleiter, die Passagiere auf mögliche, wenn auch unwahrscheinliche Gefahren, wie zum Beispiel einen Absturz, vorzubereiten. Die meisten hören gar nicht mehr hin. Hin und wieder hört vielleicht jemand, der wirklich einen Absturz befürchtet, mit einem Ohr zu.

„Herzlich Willkommen an Bord unseres International Airline Fluges. Die Flugzeit wird etwa 10 Stunden und 15 Minuten betragen“, ertönte es aus den Lautsprechern.

Sie hörte ihre eigene Stimme. Sie hörte die Stimme, die am Morgen noch mit ihrer Mutter am Telefon über die anstehende Weihnachtsfeier gesprochen hatte und danach mit dem Postboten über das nasskalte Wetter. Jetzt trug sie den Menschen einen Text vor, den sie auswendig konnte und von dem ihre Zuhörer auch von

sich glaubten, ihn auswendig zu können; so wie die vielen anderen Ansagen, die sie heute vernommen hatten.

Enttäuscht sah Lisa in die Reihen. Der unfreundliche Mann mit dem braunen Mantel setzte sich die Kopfhörer auf und fummelte an seinem Laptop rum. Er rutschte dabei auf seinem Sitz hin und her, fast als säße er auf einem Ameisenhaufen. Neben ihm saß eine ältere Dame, die damit beschäftigt war, ihre Lesebrille aus einer Tasche zu holen, auf der kleine Dachshunde abgebildet waren. Zwei Reihen dahinter versuchte eine junge Mutter vergeblich, ihren beiden Söhnen zu erklären, dass sie doch endlich ihre Plastikautos wegpacken müssten. Den sportlich gekleideten Mann rechts neben ihnen schien dieses Schauspiel köstlich zu amüsieren. Und dann war da noch der nervöse Herr auf Platz 19F. Der Angstschweiß rann ihm geradezu die Schläfen hinunter. Verzweifelt blätterte er die Sicherheitskarten durch, um herauszufinden, wie weit er von den Notausgängen entfernt war. Dabei hatte er nicht bemerkt, dass die Präsentation bereits begonnen hatte.

Langsam dämmerte es ihr. Sie war in genau diesem Moment zu einer Ansage geworden. Nicht Mensch aus Fleisch und Blut, nicht Servicepersonal mit wichtigen Hinweisen, sondern nur ein Text, den man schon so oft gehört hatte, dass er zu den Geräuschen im Hintergrund gehörte.

Doch plötzlich fiel Lisa ihr Großvater wieder ein. Oft hatte er ihr erzählt, wie wunderbar doch die deutsche Sprache sei. Nur diejenigen, die eine Sprache wirklich gut beherrschten, könnten auch mit ihr spielen. Und mit der deutschen Sprache machte dies natürlich besonders viel Spaß.

„Saftschubse“ hatte der braune Mantel sie genannt. Ihr Ärger über

diese abwertende Bezeichnung war noch nicht ganz verfliegen. Zu Zeiten ihres Großvaters benutzte man noch die englische Bezeichnung Stewardess. Später wurde dann daraus die Flugbegleiterin. Herablassendes Verhalten oder auch Schimpfworte waren ihr an sich zuwider. „Was für eine Gesäßvioline“, dachte sie und lächelte in die Passagierreihen.

Und da kam ihr die Idee. Ohne selber an Stil zu verlieren, wollte sie den unfreundlichen Passagieren, die noch nicht einmal so taten, als würden sie zuhören, eine Lektion erteilen. Großvater hatte ihr immer wieder gesagt, dass Synonyme falsche Freunde seien, da sie im Satzzusammenhang durchaus eine andere Bedeutung bekommen könnten. Heute aber sollten sie zu ihren Gunsten eingesetzt werden.

Sie holte noch einmal tief Luft, setzte ihr strahlendstes Lächeln auf und legte los:

„Wir flehen Sie um Ihre Geistesgegenwart an für einige bedeutende Anhaltspunkte zur Gewissheit.“

Ihre Kolleginnen drehten verdutzt ihre Köpfe zu ihr und guckten sie fragend an. Sie ließ sich jedoch nicht beirren und fuhr fort.

„Bitte validieren Sie, dass lastiges Pfötchengepäck unbedroht unter Ihrem Vordersitz verladen ist.“

Erschrocken ließ die alte Dame von ihrer Lesebrille ab. „Pfötchen? Unbedroht? Aber ich habe Fritzchen doch persönlich abgegeben und sogar gesehen, wie er zusammen mit den anderen Hunden im Frachtraum abgestellt worden ist. Ob wohl alles in Ordnung ist?“

„Die Gepäckfächer über Ihren Sitzen sind nur für idiotensichere

Körper und Klamotten geeignet.“

Beunruhigt schaute sich ein Herr aus der vierten Reihe um und hielt den Kragen seiner Jacke fest zu.

Während sie auf die obigen Ablagefächer zeigte, drehten sich ihre Kolleginnen noch einmal verwirrt zu ihr und versuchten so zu tun, als ob nichts wäre.

„Schließen Sie nun Ihren Gewissheitsgürtel und ziehen Sie diesen fest. Da unentwegt Stürme auftreten können, sind Sie gezwungen, sich anzubinden, sobald Sie Ihren Sitzplatz eingenommen haben. Dies dient zu Ihrer eigenen Gewissheit.“

Panisch holte der Passagier auf Sitzplatz 19F seine Qi Gong Kugeln aus seiner Jackentasche. „Wenn Sie vor sich sehen, wie Sie abstürzen, dann konzentrieren Sie sich einfach auf den idyllischen Klang der asiatischen Kugeln“, hatte ihm sein Therapeut versprochen. Und jetzt redete die Flugbegleiterin auch noch von Stürmen. Das musste ja kommen.

„Bitte neutralisieren Sie nun alle elektronischen Maschinen. Gerne können Sie diese wieder ins Leben rufen, sobald die Anschnallindizien ausgeschaltet worden sind.“

Der unfreundliche Mann im braunen Mantel schaute erstaunt zu ihr hoch. Er hatte seit mehreren Minuten heimlich versucht, eine Internetverbindung auf seinem Mobiltelefon herzustellen. Er wusste ja, dass er es hätte ausschalten sollen. Aber wollte diese verrückte Flugangestellte wirklich, dass er das Gerät neutralisierte? In anderen Worten: zerstörte? Er schüttelte seinen Kopf und schaute wieder weg.

„Unser Flieger hat vier Elendsausgänge. Diese sind mit dem Wort

„Exit“ beschriftet. Lichtbahnen im Kabinenboden zeigen Ihnen den Kurs dorthin.

Dies ist ein Nichtqualmerflug und Qualmen ist zu keiner Zeit an Bord legal. Dies schließt die gewissen Örtchen ein, in denen das Qualmen besonders beunruhigend ist. Zur Gewissheit aller Insassen sind diese mit Qualmalarmen versehen. Die Manipulation von Qualmalarmen ist strengstens kriminell.“

Der Mann aus der vierten Reihe wurde immer nervöser. Er zupfte seine Jacke zurecht, kniff seine Augen zusammen und rutschte tief in seinen Sitz.

„Sollte es zu einem Gewichtabfall in der Kabine kommen, fallen bereitwillig Sauerstoffmasken aus der Kabinendecke. In diesem Fall ziehen Sie eine der Masken ganz zu sich heran und drücken Sie die Öffnung fest auf Maul und Rüssel.“

Während eine ihrer Kolleginnen versuchte, nicht lauthals loszulachen, fiel der anderen das Kinn fast auf den Boden.

„Danach helfen Sie mitreisenden Knirpsen.“

Jetzt war auch die junge Mutter hellhörig geworden. Ob das wohl eine Anspielung auf ihre frechen Jungs sein sollte?

Langsam stieg Lisas Adrenalinspiegel. Sie genoss jede Sekunde ihrer etwas anderen Ansprache. Sie erlebte sozusagen ihren eigenen kleinen Höhenflug.

„Unter jedem Sessel befindet sich eine Plantschweste“, fuhr sie fröhlich fort.

Die beiden Jungs strahlten sie an. Es waren wohl die einzigen beiden Passagiere, die nun wirklich auf einen Absturz hofften.

„Auf Befehl der Mannschaft ziehen Sie die Plantschweste über den Kopf. Haken Sie die Gurte wie vorgeführt ein. Ziehen Sie die Gurte straff. Nach Verlassen des Fliegers ziehen Sie an den roten Griffen, um die Maske mit Gas zu füllen. Falls lebenswichtig, benutzen Sie die roten Mauschläuche. Eine Alarmampel leuchtet im Wasser auf, wenn Sie diese Lasche aus der Batterie herausziehen.“

Der sportlich gekleidete Mann schaute sie fragend an. Er hatte gerade seine Ausbildung zum Rettungsschwimmer abgeschlossen. „Wieso sie es wohl an Bord eines Flugzeuges als Plantschweste bezeichnen?“, dachte er leise bei sich.

„Weitere beträchtliche Informationen entnehmen Sie bitte den Gewissheitskarten, die sich in den Sitztaschen befinden.“

Während sie so vor sich hin präsentierte, drehten sich immer mehr Köpfe in ihre Richtung. Immer wieder hörten sie ein Wort, dass etwas in ihnen bewegte. Etwas war anders. Das, was ihnen zuvor ein Gefühl der Sicherheit gab, nämlich die Gewissheit, dass alles in Ordnung sei, war auf einmal nicht mehr da. Nun, vielleicht erwarteten sie jetzt, dass sie alle bei einem Absturz an ein gewisses Örtchen gebracht würden, und nicht an ein sicheres.... Aber das war der Spaß wert.

Und nun noch ein letztes triumphierendes Strahlen. Das erste seit langer Zeit, das sie auch selber wirklich spürte.

„Zum Start stellen Sie bitte die Buckellehne vertikal und klappen Sie die Tafeln zurück. Vielen Dank für Ihre Geistesgegenwart. Wir wünschen Ihnen nun einen melodischen Flug. Danke, dass Sie heute

mit uns flattern“, beendete sie beschwingt ihre Ansprache und schaute in die Reihen.

Lisa war begeistert. Die Worte, die vorher noch unbeachtet an den Passagieren vorbeigerauscht waren, hatten endlich wieder Gehör gefunden.

Sämtliche Augen und Ohren waren auf sie gerichtet. Erwartungsvoll blickten sie die Passagiere an. Aufmerksam lauschten sie hin; fragend, verwirrt, teils amüsiert und teils besorgt. Niemand sagte ein Wort.

Ihre beiden Kolleginnen legten etwas verlegen die Schwimmwesten auf die freien Sitzplätze neben sich und schauten sie mit großen Augen an; die eine versteinert, die andere mit einem Ausdruck der Bewunderung auf dem Gesicht.

Ja, sie hatte tatsächlich diese betäubte Gesellschaft etwas aufgeweckt. Man könnte sagen, sie hatte sie zum Flattern gebracht, auch wenn sich in diesem Moment keiner rührte.

Draußen rollte polternd ein Gepäckwagen am Flugzeug vorbei, dessen Turbinenlärm nur noch von dem prasselnden Regen begleitet wurde. Die Worte waren gerade verflogen. Man hörte nur das monotone Rauschen der Maschinen im Hintergrund.



SUSANNE STRNADL

BULLSHIT

„Wir werden alle Arbeitskräfte gemäß dem Übernahmekontext maximal beschäftigen...“, sagt Holborn. „Wir werden sie genau das gesetzlich vorgeschriebene Jahr behalten“, sage ich in mein Mikro. Das Folgende brauche ich nicht zu übersetzen – jeder weiß, wie Übernahmen laufen. Stattdessen konzentriere ich mich lieber darauf, *wie* Holborn redet. Er ist natürlich ein Emo. Präpotente Ärsche wie er sind fast immer welche. Nicht für ihn die Vorsichtsmaßnahme, Tonlage, Mimik und Gestik möglichst hintan zu halten, um Leuten wie mir keine Anhaltspunkte zu geben. Seinesgleichen glaubt ernsthaft, sie könnten uns etwas vorspielen, und – Gott sei's geklagt – manchmal haben sie ja auch Recht. Seit die Nachfrage so gestiegen ist, versuchen sich Krethi und Plethi als Bullshit-Dolmetscher. Die machen dann einen Schnellsieder-Kurs an einer Volkshochschule, und auf geht's.

Natürlich kommt so was für Firmen, die etwas auf sich halten, nicht in Frage. Die nehmen ausschließlich Akademie-Absolventinnen und -Absolventen. Und wer richtig was hermachen will, nimmt mich. Oder Wolf. Es ist das erste Mal, dass ich quasi persönlich mit ihm zu tun habe, aber sein Ruf eilt ihm voraus. Angeblich redet er außerhalb des gläsernen Dolmetscher-Kobels kein Wort, aber ich halte das für die üblichen Übertreibungen. Viele behaupten außerdem, er könne von den Lippen ablesen, und das glaube ich schon eher. Unsere schalldichten Zellen liegen einander genau gegenüber, und seit Beginn des Meetings hat er mich noch keine

Sekunde aus den Augen gelassen, wenn jemand von seiner Seite geredet hat.

„Immerhin sind Menschen unser wertvollstes Gut“, tönt Holborn allen Ernstes. Ich liebe diesen Satz. So oft ich ihn schon gehört habe, beschwört er vor meinem geistigen Auge jedes Mal wieder dasselbe Bild herauf: einen Kübel schwingenden Milchbauern in Overall und Gummistiefeln, der seine Kühe wahrheitsgemäß als sein „wertvollstes Gut“ tituliert. Was in der Praxis heißt, dass er sie auf der gesetzlich vorgeschriebenen Mindestfläche hält, füttert, trinkt – und im Übrigen melkt, was das Zeug hält. Und wenn sie die angestrebte Milchmenge nicht mehr liefern können, verscherbelt er sie an den Abdecker. Ich weiß nicht, ob dieser Satz auf Laien mehr Eindruck macht, aber ich kenne niemanden in meinem Gewerbe, der ihn nicht für das Letzte hält. „Personal ist eine Ware wie jede andere“, übersetze ich in mein Headset. Das resignierte Nicken von Stankovic nehme ich nur aus den Augenwinkeln wahr – Wolf hat sich den Schatten eines Grinsens gegönnt.

Während Stankovic am Wort ist, kann ich mich ganz auf mein Gegenüber konzentrieren. Hager, mit einer Masse schwarz-grauen Haares, grünen Augen und schmalen Lippen, sieht er irgendwie aus wie das Raubtier, nach dem er sich nennen lässt. Ich nehme an, seine Familie und das Finanzamt wissen, wie er wirklich heißt, aber der Rest der Welt kennt ihn nur als „Wolf“. Sogar in der Anwesenheitsliste des Meetings scheint er ausschließlich unter diesem Namen auf. Natürlich lässt das auf Eitelkeit schließen, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Immerhin hat jeder Dolmetscher, der etwas auf sich hält, einen Markennamen, mit dem er gewöhnlich angesprochen wird. Meiner ist Amanda.

Doch während ich tatsächlich zum Arbeiten hier bin, sprich: um sicherzustellen, dass Holborn und seine schicken Heerscharen Stankovic und die Seinen nicht noch schlechter abschneiden lassen als ohnedies unumgänglich, ist die Anwesenheit eines Übersetzers von Wolfs Kaliber reines Brust-Getrommle der Gegenseite. Umso mehr spricht es für ihn, dass er es sich nicht anmerken lässt: Wann immer jemand von Stankovics Gruppe den Mund aufmacht, lässt er sie oder ihn nicht aus den Augen und dolmetscht jeden einzelnen Satz. Im Unterschied zu den Kollegen von der Fremdsprachen-Abteilung ist das bei uns nicht unbedingt nötig, teilweise sogar unmöglich.

Ursprünglich stammt unser Gewerbe aus der Diplomatie, wo es eine Menge Leute gibt, die jahrelang gelernt haben, mit großer Inbrunst und vollendetem Stil möglichst wenig zu sagen. Nicht jeder Diplomat hat jedoch die Fähigkeit oder die Geduld, diesbezüglich die Spreu vom Weizen zu scheiden. Fallweise hielten sich deshalb Gesandte oder Attachés jemanden, den sie mit einem Fantasietitel belegten und der diese Aufgabe gegen Bezahlung für sie übernahm. Diese Leute waren eine wenig beachtete Minderheit, bis irgendwann die Idee einem Wirtschaftsboss nahe brachte. Heute geht keine Firma, die es sich leisten kann, ohne sprachliche Unterstützung in Verhandlungen.

Natürlich gab es auch bald Versuche, das teure Menschenmaterial durch entsprechende Computer-Programme zu ersetzen. Das führte dazu, dass sich die Dolmetscher zunehmend auf das verlegten, was kein Programm der Welt kann: auf das Lesen und Interpretieren von Wortwahl, Gesichtsausdruck, Tonfall, Gestik und dergleichen. Das ist zum Teil erlernbar, aber die wirklich guten Leute, wie Wolf und ich, kommen damit auf die Welt – und werden im Lauf der Zeit

immer besser. Der Name Bullshit-Dolmetscher geht auf ein Interview der frühen Tage zurück: Auf die Journalisten-Frage, was denn nun eigentlich sein Job sei, antwortete der Interviewte, er übersetze Bullshit in die jeweilige Landessprache. Vereinzelte Anläufe, uns weniger offensiv zu betiteln, waren bislang ohne Erfolg. Die meisten Kollegen finden den Namen super. Immerhin sollten wir die Letzten sein, die sich scheuen, das Kind beim Namen zu nennen.

Holborn ist nicht halb so höflich wie sein Dolmetscher. Während Stankovic von seinen Subunternehmern und Lieferanten redet (Wolf nickt immer wieder zum Zeichen, dass Stankovic es ernst meint), lehnt er sich breitbeinig zurück, surft ein bisschen auf seinem Handy oder scherzt mit seinen Untergebenen. Man braucht keine spezielle Ausbildung, um die Botschaft darin zu lesen: Rede nur ruhig, es spielt keine Rolle. Stankovic wirkt zusehends irritiert ob dieses Verhaltens und bricht schließlich abrupt ab. Holborn schaut überrascht auf, wirft dann einen Blick auf die Uhr und beginnt seine Abschlussbemerkung für heute.

Schon nach wenigen Sätzen wird mir klar, dass das hier eine Diplomaten-Nummer wird. Der Name stammt aus einer Anekdote aus den Anfängen unseres Metiers: Ein Gesandter wollte seinen Dolmetscher nicht bezahlen, weil er eine ganze Abendgesellschaft lang kein einziges Mal den Mund aufgemacht hatte, obwohl pausenlos geredet worden war. Worauf der Übersetzer beteuerte, inhaltlich sei es die ganze Zeit still gewesen. Niemand weiß, ob die Geschichte wahr oder nur gut erfunden ist, aber in irgendeiner Form kennt jeder die beschriebene Problematik. Es hat sich daher eingebürgert, alle paar Sätze ein Zeichen zu geben, dass man noch am Ball ist, sich aber nichts Übersetzenswertes tut, vergleichbar mit der

Totmann-Taste der Zugführer.

Jeder Dolmetscher hat sein eigenes Signal für diese Situationen. Die einen nicken auffällig, die anderen verwenden Handzeichen, wieder andere, so wie ich, ein bestimmtes Wort. Ich sage alle paar Sekunden kaum hörbar „Bullshit“. Nach dem dritten Mal bin ich sicher, dass Wolf tatsächlich Lippenlesen kann: Er bricht in so ungeniertes Grinsen aus, dass ich nicht umhin kann, es als eine Botschaft an mich zu interpretieren. Ich glotze zurück, als hätte ich nichts bemerkt.

Nach dem Abendessen setze ich mich mit einem Cognac an die Theke der Hotelbar, während Stankovic und seine Leute irgendwo irgendwelche Details besprechen und Holborns Verhandlungsteam sich noch immer im Restaurant amüsiert. Auch wenn sie nicht anderweitig beschäftigt wären, würde mir von keiner der beiden Seiten Anbiederungsgefahr drohen. Es gehört zum guten Ton, Dolmetscher während ihrer Freizeit in Ruhe zu lassen. Wenn wir während eines Auftrags Sozialkontakte wollen, müssen wir selbst den ersten Schritt machen. Ich weiß nicht, wie andere das handhaben, aber ich bin gewöhnlich nicht in Versuchung. Ich liebe meinen Job, aber natürlich hat er auch Schattenseiten. Je besser ich darin wurde, desto schwieriger wurden private Beziehungen. Meine Ehe ist ebenso daran gescheitert, wie meisten Freundschaften. Mein Ex und ich treffen uns noch ab und zu – ich mag ihn, wirklich, aber wenn er behauptet, mich noch immer zu lieben, höre ich nur seine Angst, alleine alt zu werden.

Jemand neben mir bestellt „einen Talisker“, und zu meiner Überraschung finde ich Wolf auf dem benachbarten Barhocker. Offensichtlich spricht er doch auch außerhalb seines Glaskobels. Das hat

mir noch gefehlt. Für Berufskollegen gilt das Tabu nicht – wenn sie sich unterhalten wollen, steht ihnen das jederzeit frei. Vorausgesetzt, beide finden die Idee attraktiv, und da kann er lange warten. Ich nicke ihm höflich zu zum Zeichen, dass er selbstverständlich sitzen kann, wo er will – also auch neben mir, wenn es sein muss – und studiere dann eingehend die bunten Flaschen an der Wand gegenüber. Er macht jedoch nicht die geringsten Anstalten, mit mir ins Gespräch zu kommen. Soweit ich das beurteilen kann, ohne ihn direkt anzusehen, sitzt er einfach nur so da.

Als ich mich ihm schließlich doch zuwende, hebt er sein Glas andeutungsweise und nickt mir seinerseits zu, nimmt aber weiter keine Notiz von mir. Na gut, unter diesen Umständen muss ich die Bar nicht sofort verlassen. Stattdessen bestelle ich mir noch einen Cognac und entspanne mich diesmal wirklich. Der Nachhall fremder Gefühle und Bedürfnisse lässt nach, und meine Gedanken schweifen hierhin und dorthin, während es ruhig wird in meinem Kopf. Der Barmann stellt einen zweiten Whisky vor Wolf, und wir prostern einander lächelnd, aber wortlos zu. Ich könnte schwören, dass es ihm so geht wie mir: Es ist, als würde eine unsichtbare Wolke uns einhüllen. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich mich das letzte Mal so wohl gefühlt habe.

Als ich die gewünschte Bettschwere erreicht habe und endlich von meinem Hocker rutsche, kann ich mich gerade noch beherrschen, mich nicht bei ihm zu bedanken. Stattdessen wünsche ich ihm eine gute Nacht. Als Antwort ernte ich ein geistesabwesendes Lächeln und ein nachlässiges Hochziehen der Augenbrauen. arschloch.

„Lebenslanges Lernen ist ein wichtiger Teil unserer Unternehmenskultur“, tönt Holborns HR-Chefin in Reaktion auf die Frage, wo in

ihrem Betrieb Stankovics Angestellte eingesetzt würden. Das gibt mir Gelegenheit zu einem kleinen Experiment. Durch unsere beiden Glasscheiben hindurch schaue ich Wolf in die Augen und forme jedes Wort überdeutlich, während ich dolmetsche: „Die übernommenen Mitarbeiter können unabhängig von ihrer Qualifikation auch in der Poststelle oder im Callcenter beschäftigt werden.“ Als sein Gesichtsausdruck unverändert bleibt, lehne ich mich zufrieden zurück. Offenbar war der Satz zu lang oder zu kompliziert für sein Lippenlesen.

Zum Mittagessen verfügt sich Stankovics Truppe in eine nahe Pizzeria, während Holborn und seine Leute japanisch essen gehen. Ich bleibe im Hotel und setze mich an einen der blütenweiß gedeckten Tische im Innenhof. Während ich auf mein Meeresfrüchte-Risotto warte, blättere ich in der Zeitung, doch schon nach zwei, drei Minuten ist der Kellner wieder da. „Das ging aber schnell“, bemerke ich, während ich meine Lektüre falte, aber es ist nicht der Ober. Wolf steht neben meinem Tisch und fragt mit einer Kopfbewegung, ob er mir gegenüber Platz nehmen darf. Was will er – mich wieder ignorieren? Es gibt nur eine Möglichkeit, es herauszufinden: Ich nicke knapp. Er setzt sich, holt seinerseits eine Zeitung aus seiner Aktentasche und lächelt mich liebenswürdig an, bevor er dahinter verschwindet. Wunderbar, ich kenne den Typen kaum und komme mir schon vor wie vierzig Jahre verheiratet.

Kurz darauf trabt der Kellner erstaunlicherweise mit zwei Meeresfrüchte-Risotti an. Wolf schenkt mir Mineralwasser ein, reicht mir den Parmesan und lächelt mich an, sagt aber kein Wort, und ich will verdammt sein, wenn ich unter diesen Umständen versuche, ein Gespräch in Gang zu bringen. Während ich das Risotto in mich

hineinschaufle, ohne viel zu schmecken, fischt Wolf konzentriert jede Muschel, jedes Stück Tintenfisch und jede Garnele aus dem Reis und bugsiert sie an den Tellerrand. Auf meine unwillkürlich hochgezogenen Brauen zuckt er die Achseln und verzieht angewidert das Gesicht. Ich verkneife mir das Lachen und winke den Ober heran. Ich will wissen, wieso er zweimal dasselbe Gericht gebracht hat, obwohl ich nur eines bestellt habe. „Weil der Herr“, er weist diskret auf Wolf, „gesagt hat, ich soll ihm dasselbe bringen wie Ihnen.“ Und nach einem Blick auf Wolfs Frutti di mare-geschmückten Tellerrand fügt er hinzu: „Er hat nicht gefragt, was Sie bestellt haben.“ Ich bedanke mich bei dem Kellner, wende mich meinem Gegenüber zu und greife mir an die Stirn zum Zeichen, wie ich ein solches Verhalten finde. Allerdings kann ich ein Grinsen nicht unterdrücken, und das ist der Moment, in dem Wolf mit einem strahlenden Lächeln aufsteht und geht.

Der Abend findet mich wieder mit einem Cognac an der Hotelbar. Ich bemühe mich, den Seelenfrieden von gestern zu finden, aber es will mir nicht recht gelingen. Ich denke an Wolf: Es ist definitiv nicht wahr, dass er außerhalb seiner Zelle nicht spricht. Als ich vorhin an ihm und Holborns blonder Marketing-Assistentin vorbei gegangen bin, hat er sie offenbar endlos amüsiert. Ihr Hyänengelächter war unüberhörbar.

Als ich mein zweites Glas fast ausgetrunken habe, kommt er und setzt sich neben mich, aber mir ist die Lust auf seine Spiele vergangen. Außerdem ist morgen der letzte Verhandlungstag, dann ist der Spuk so oder so vorbei. Ich rutsche vom Hocker und hebe die Hand zu einem angedeuteten Abschiedsgruß, da ergreift er ohne Umschweife mein Handgelenk. Er sieht mir in die Augen, während sein

Daumen Kreise auf meinem Handteller zeichnet – nicht hart, aber auch nicht zärtlich, mehr wie ein Masseur oder ein Freund, der einem nach einem anstrengenden Tag helfen will, sich ein bisschen zu entspannen. Zu meinem Entsetzen spüre ich, wie mir die Tränen aufsteigen. Mit einem Ruck ziehe ich die Hand zurück und verlasse die Bar.

Nichtsdestoweniger verfolgt mich Wolf – oder jedenfalls sein „Totemtier“ – in meine Träume: Der Wald, durch den ich unterwegs bin, ist so dicht, dass ich nicht weiß, ob es dämmt oder ob die Bäume so wenig Licht durchlassen, jedenfalls ist es fast finster. Etwas ist mir auf den Fersen, und mein Herz schlägt unnatürlich schnell, manchmal aus Angst, dann wieder eher vor Aufregung. Irgendwann beginne ich zu laufen, und durch die grauen Baumstämme hindurch sehe ich einen Schatten, der gleichzeitig zu rennen anfängt. Es ist ein Wolf, dessen bin ich mir sicher, aber ich weiß nicht, ob er mich verfolgt oder bewacht. Während ich immer wieder zu ihm hinüberschaue, stolpere ich über eine Wurzel und komme zu Fall. Im nächsten Augenblick steht er über mir. Sein Atem brennt an meinem Hals, jeden Moment kann er zubeißen. Da legt er den Kopf in den Nacken und beginnt zu heulen. Ich weiß, was er da tut: Er ruft seine Gefährten herbei. Wölfe jagen im Rudel. Gemeinsam werden sie über mich herfallen...

Schweißgebadet wache ich auf, doch das Jaulen in meinen Ohren ist immer noch da. Eine Weile liege ich stocksteif und lausche auf das an- und abschwellige Geräusch. Und je länger ich zuhöre, desto mehr verstehe ich seinen Inhalt: Es ruft nicht zur Jagd und zum Töten, es ist vielmehr die Klage eines einsamen Geschöpfes, das seinesgleichen sucht. Als ich aus dem Fenster schaue, verstummt

Mit Sprache über Sprache 2

das Heulen. Wolf steht draußen und legt den Kopf schief. Wortlos
öffne ich ihm die Terrassentür.



Iris Welker-Sturm

Mitunter ein Wort

Mitunter ein Wort

ein sagen

ein klagen

einen Weg zeigen

sich mit einem Wort verneigen

mitunter ein Wort

tanz aus dem Schweigen

und trifft

mitunter ein Wort.



Zu einem neuen Lieblingswort: zeitnah

Zeitnah

nicht bald und auch nicht sofort

zeitnah ist greifbar und nicht weit fort

zeitnah hält Abstand und bleibt auch dort

läuft nicht wie sonst die Zeit immer fort

zeitnah das bannt offenbar

die Zeit an den Ort.



Sein. Raum. Sprache.

Sein, das sich verständlich

macht ist Sprache

Raum erfährt sich nur

durch Tun

und wenn ich mit einem lache
und vielleicht ihn lachen mache
nun – das ist dann Empathie.

In Hessen kann man das alles

auf einmal tun:

da fragen sie:

ei, Guude wie,

wo mache mern hie?

und so sprechhandeln sie.

kunst

eine sprache hinter

worten unverwandt

eine fährte

zwischen

menschen unbekannt

eine zarte ahnung

eine schnur ins all

gespannt.



Moi Schtadt, moi Art un moi Schproch

Moi Stadt, des is Mannem

do bin isch gebore

de Deifel hot net im Galopp misch verlore

un weil oder trotzdem is aus mir was worn.

Zwar hot ma om Ofang efter gesacht

moi Sproch deet ma schade

kä Schul un kän Laade

deet so äni nemme

do nitzt a kee Flenne

die hochdeutsche Sprache

die misst ma schun kenne

sunscht blieb ma net ungeschorn.

Mit Sprache über Sprache 2

Ach, du liebe Kacke, hab isch mir gedacht,
die mäne, dass der, wo vun Mannem kummt,
der schwetzt als bloß Schund
do gibt's noch Baracke un "Arbeiterkinder"
un die sin all defizitär, des heeßt bleed
un isch hab gelacht un denne gesacht,
do gäbs doch a e Kunschthall, un Schule, Theater
sogar e Universidet,
wo ma doch, wonn ma will, was lerne deet
und die Sprache, die deet sich vun selwer finne
wonn ma mit annere Leit zu due hätt.

Un donn hab isch mer halt a Freundin gsucht,
der ihr Familje, die war annerscht, die Wucht!
un als hätt ischs geroche, die hawwe all wunnerbar
hochdeutsch gesproche.

Zwar ware se praktisch net so geschickt

do hab isch awwer erscht schpeter donn durschgeblickt.

Die Höhere-Töchter-Schule, in die ich dann ging,
fand Unterschicht-Dialekt unziemlich, schlimm,
und brav legt ich ihn ab –

was wieder Konflikte in meiner Ursprungsfamilie gab.

Arrogant fand se mich und iwverkondiddelt
un hawwe misch nur noch mit Fräulein betitelt.

Ich wollt wohl „was Besseres“ sein.

Darauf ging ich nicht ein

fühlte mich gar geehrt, ging eifrig zur Schule

wo man mich fremde Sprachen gelehrt

weil das zu einem gebildeten Menschen doch einfach dazu
gehört.

Danach Abi–, Uni –, Psychologie

und Sprachwissenschaften betrieben,

erfahren, was Dialekte ursprünglich waren

und wie wichtig die Mehrsprachigkeit

in der Kunst sowie in der Poesie...

und da wars an der Zeit für ein Innerview

um mich zu besinne

mei Ursprüng, mei Stadt un die eigene Sprachmelodie

zurück zu gewinne:

un des is was isch du.



Worte gegen rechts

worte gegen rechts

ausrichten

wo schweigen nichts

aus aber anrichtet.

worte von rechts wegen

gegen rechts zurechtlegen

fragen zu recht stellen

gegen die vorschnellen

mitdenken einschalten

rechte und recht

im auge behalten.



Aufgabe

Einer Sprache,

in der die Herausforderung etwas zu tun,

mit dem Strecken der Waffen zusammenfällt,

sollte man

nicht über den Weg trauen.



Gipfelstürmer. (Aus der Serie: Worte an die Wand)

..wenn man sich nur noch von Gipfel zu Gipfel bewegt,
wird der erste Schritt zur Lösung den Absturz bedeuten.



Nachricht nach Richterskala (zu Fukushima) (Aus der Serie:
Worte an die Wand)

In Nahost eskaliert die Gewalt
Fernost ist viel weiter.



Hommage an Pastior posthum
(extrem rhythmisch zu lesen)

om asch/ an pas/ tior post
hum om/ asch an/ pas tior
post hum/ om asch/ an pas
tior post / hum om/ asch an
pas tior/ post hum/ om asch
an pas/ tior post / hum om
asch an/ pas tior/ post hum.

Past an post hum/ asch
an ior asch pas /hum
post an ior om/ pas
om asch pas an /pas.

Om asch /an pas tior
asch an/ pas tior /om
an pas tior/ om asch
pas tior /om /an asch.



Slammer-Dilemma

Ich wär gern ein Poetry-Slammer
im linden Abenddämmer
im stillen Kämmerlein
fallen mir auch manch gute Slammer-Hämmer ein
ich steiger mich rein
denn ich will ein Poetry-Slammer sein.

Allein
wie ein echter Slammer-Könner
die Worte mit Glamour und Reim
rhythmisch skandiert
frei ins Mikro zu schrein
da spür ich verschiedene Hemmer
hab Angst vor nem Klemmer

das hindert mein Werk
als Wort-Laut-Schlemmer.
Wenn aber ihr hier
Als Kenner und Slammer-Gänger
sagen würdet,
das ist der Renner
das wolle mer, das nemme mer
dann stemme mer das
dann wird's leichter für mich und auch schenner:
Bringen wirs auf einen Nenner:
es bleibt wohl das Slammer-Dilemma:
vor euch steht hier so ne Emma
zwar is die der Poetry-Slammer
ohne euch aber
steht sie hier jämmer
lich allein
und ihr fällt absolut
nichts ein.

....und wenn ihr da sitzt

wie die Lämmer im Slammer-Dämmer

holt mich das Slammer-Dilemma ein

und ich stell mein

Slammer Glamour Wort-Laut-Schlemmer-Dasein ein.

Fer emmer!



Fragen einer denkenden Frau:

Der gemachte Mann – wer hat ihn gemacht?

Der Mächtige – wer hält ihn an der Macht?

Das Gemächt – wer macht es mächtig?

Sybillinische Antwort einer Dialektsprecherin: Mecht doch
nix.



Aldi-Geier-Sonett

Der sagt, er wolle diskret sein und erwarte das auch von mir

Der, seine Ehefrau sei schließlich auch dafür

Der sagt, er wolle verheiratet bleiben

Dieser, er lasse sich sowieso scheiden.

Einer, der redet immerzu vom Verkehr

Dieser, der will mir auf Reisen Vitalität beweisen,

der fordert Hingabe, will sonst nicht mehr,

und dieser ahnt voller Erschrecken, ich könnte die Lust bei ihm wiedererwecken.

Glauben Sie, das macht mich an?

mit so einem leg ich mich - an?

All die Geier lass ich weiter eiern.

Nur wer das Spiel kennt von Wolke und Regen,

Mit Sprache über Sprache 2

nur so einer hat meinen Segen,
kann Ursprung und Leben – feiern.



Gabriele Hoeltzenbein

Einladung zu einem teuflisch guten Weihnachtsessen
in der berühmten „CASA NOSTRA“

Wollten Sie nicht immer schon einmal in ehrenwerter Gesellschaft und familiärem Ambiente Ihr eigenes Süppchen kochen und dazu kleine Brötchen backen, anderen eine reinsemeln und die Weisheit mit gespitzten Löffeln essen? Oder jemanden in die Pfanne hauen und ihm eins überbraten?

Wir bieten Ihnen die einmalige Gelegenheit, bei uns Ihr ganz persönliches blaues Wunder zu erleben. Schon der Anblick der festlich geschmückten Halle im gedämpften Licht der unter dem Scheffel stehenden Armleuchter wird Sie in eine kindlich-erwartungsfrohe Stimmung versetzen. In der Ahnengalerie mit ihren beeindruckenden Bildern wird Ihnen vor allem das lebensnahe Porträt des unvergessenen L. Luciano die Sprache verschlagen.

Als Spezialität des Hauses gilt die Pizza Genovese mit ihrer Connection aus Gambas und Blutorangen. Ein Orange Colombo wird als Begrüßungs-Aperitif am offenen Kaminfeuer kredenzt.

Unser Koch hat für Sie einen ausnehmend tollen Hecht an Land gezogen und ihn mit Argusaugen geputzt. Freuen Sie sich auf ein feines Süppchen – klar wie Kloßbrühe –, das gut am Kochen gehalten wird! Wenn Sie die eingebrockte Suppe ausgelöffelt haben, können Sie sich noch genüsslich die Rosinen herauspicken und ungezwungen um den heißen Brei herumreden. Wer den Mund zu voll genommen hat, wird eine Weile daran zu knabbern haben.

Kommt man in Teufels Küche, kann man den Hasen im Pfeffer liegen sehen und den mit blauen Bohnen gespickten Braten riechen. Wir garantieren dafür, dass jedem Gast die einmalige Gelegenheit geboten wird, die Radieschen von unten zu betrachten.

Falls Sie eine Vorliebe für ungelegte Eier haben, dürfte der Hahn im Korb für Sie eine besondere Attraktion sein.

Für alle, die dem Braten nicht trauen, werden feine Pinkel serviert, mild gewürzt mit linken Bazillen. Extrawürste mit viel Vitamin B schmoren im eigenen Saft – das hat wirklich ein Geschmäcke! Wer mag, kann sich ein Ei darauf braten, und jeder bekommt garantiert das Gelbe vom Ei. Dazu serviert Personal von echtem Schrot und Korn auf dem silbernen Tablett aufgewärmten alten Kohl mit eingeschnappter Leberwurst.

Wenn dann das Blut in den Adern kocht und alle Dampf abgelassen haben, darf jeder noch den Rahm abschöpfen und dabei so richtig absahnen. Genügend Fettnäpfchen stehen bereit.

Kraut und Rüben sind nicht ganz kosher, Vorsicht: man kann sie leicht in den falschen Hals bekommen! Hier bieten wir bissfesten Kabelsalat als Alternative an.

Nun geht es ans Eingemachte: Jeder hat eine weiche Birne, kann mit Tomaten auf den Augen in einen sauren Apfel beißen und seinen Tischnachbarn anpflaumen. Wem die Trauben zu hoch hängen oder wer meint, mit den Gastgebern sei nicht gut Kirschen essen, kann stattdessen gerne abnippeln oder abnudeln.

- 2 -

Nachdem alle über ihren goldenen Löffel balbiert wurden und ihn anschließend abgegeben haben, besteht die Möglichkeit, auf den eigenen Lorbeeren auszuruhen. Man kann sich auch mit Salomitaktik ein Stück vom Kuchen abschneiden oder ein Eis backen, das anschließend gemeinsam gebrochen wird. Sobald jeder den Kaffee auf hat, besteht die Möglichkeit, sich durch den Camorra-Kakao ziehen zu lassen, die Crème de la Crème zu genießen oder den Pudding aus Weicheiern an die Wand zu nageln.

Wenn alle sich mit ihren Käsefüßen auf den Keks gehen, wird eiskalt abserviert. Wer dann kalte Füße bekommt, kann seine Eisbeine in Lucchese-Stiefeln auf die lange Ofenbank schieben.

Es wird darum gebeten, zum Lachen in den Keller zu gehen. Dort können Sie sich auch zu einem abgekarteten Spiel versammeln, die Karten offen auf den grünen Tisch legen und jedem Mitspieler die rote Karte zeigen. Auch das beliebte Katz-und-Maus-Spiel oder Mäusemelken ist dort möglich.

Jeder Gast, der mit dem Feuer spielt oder die Kastanien aus demselben holt und dabei nichts anbrennen lässt, bekommt reinen Wein eingeschenkt und darf in Ruhe zu tief ins Glas schauen. Für die Anderen braut sich stattdessen etwas zusammen, bevorzugt Bier mit gebremstem Schaum. Im Rauchersalon kann starker Tobak in der Pfeife geraucht werden.

Allgemeine Begeisterung löst in jedem Jahr der Himmel voller Geigen über dem nächtlichen Park aus. Die Gäste, die weder die 1. Geige spielen wollen noch wissen, wo das Klavier steht, bekommen die Flötentöne beigebracht oder erhalten Backpfeifen. So kann man vorzüglich auch noch aus dem letzten Loch pfeifen und dabei feststellen, woher der Wind weht.

Gemeinsam wird nun das alte Lied von Friede, Freude und Eierkuchen – auch als „Blood-for-blood-Hymne“ bekannt – angestimmt. Wer sich im Ton vergreift, kann sich am allseits beliebten Eiertanz auf der großen Terrasse beteiligen oder auch die Puppen nach der Pfeife der anderen tanzen lassen.

Unter dem mitternächtlichen Feuerwerk schimmert der Schnee wie weißes Gold. Mit jedem Gast wird nun zum Klingen der Glöckchen Schlitten gefahren, und alle werden mit Engelszungen reden und das Zeitliche segnen.

Das Fest klingt mit einer schönen Bescherung aus: Falls Sie besonders viel Lametta auf der Brust haben, dürfen Sie an der Krippe sitzen und sich gegenseitig eine harte Nuss zu knacken geben. Auf der Suche nach der Gans, die goldene Eier legt, können dann noch die Fische gefüttert werden . . . Mehr wird nicht verraten – altes Familiengeheimnis!

Aber glauben Sie uns: Sie werden die Engel im Himmel singen hören . . .

Lassen Sie sich überraschen!

Buon anno!



erzählen wusste. Auch nicht sein Kollege Wortwalt, Autor des renommierten Werkes „Lexikon der Burgen und Schlösser“.

Aber als Rainer nicht mehr den Berg herauf wandern konnte – ja, die Hüfte –, kam der junge Teutsch, Heinrich Teutsch. „Henry W. Teutsch, Tourist-Guide“ stand auf dem Schildchen an seinem Sweatshirt. Auf dem Rücken prangte das Logo „Authentic Heritage“ in weißen Lettern.

Natürlich gab er eine Pressekonferenz zum Einstand, ein *briefing*, wie er es nannte. Ein Highlight sei das Castle, tönte er, obwohl es ja von unten angestrahlt wurde. Er plane einen Castle Souvenir Shop mit Fast Food Point (All-you-can-eat), ein Outdoor Reading Event im Tower Museum – Easy Literature vom Feinsten –, alles buchbar per Castle Club Chip Card. Ferner solle ein Fund Raising gestartet werden, und als „Thank you“ dann ein Castle Candlelight Dinner für die Sponsoren. Von der Burg und ihrer Geschichte schwieg er. Und auch von Warmund – das hätte die alte Burg verstanden – erzählte er nichts. Aber dies? Ob sein Vater dabei sein werde, fragte ihn ein Reporter. „Mein Dad? For Heaven’s sake! Der nicht. No way! Die Hüfte, you know.“

Mit Henry’s Guided Tours hatte es begonnen. Zunächst hatte niemand auf die kleinen, giftgrünen Schlingpflanzen geachtet, die sich an der Burg hochrankten. Erst als kräftige Winden den Turm umschlangen und ihre tastenden Tentakel sich in den morschen Mörtel der alten, feuchten Fugen bohrten, als die sternförmigen Blüten aufbrachen, rot-weiß-blaue Blüten, da wurde Henry W. Teutsch, International Tourist-Guide, auf sie aufmerksam. „Hey Folks“, rief er, „das ist doch smashing!“ ... und er sollte Recht behalten.

Henry W. Teutsch hieß eigentlich Heinrich Wilhelm, ein ganz unmöglicher Name für einen International Tourist Guide! „Nennt mich einfach H.W.“, bat er seine Freunde, und die riefen etwas, das wie „Ätsch Dabelju“ klang. Der erhoffte Strom internationaler Touristen – Amerikaner, Japaner, Chinesen und Eskimos – blieb trotz all der Globalität nur ein Rinnsal, nichts im Vergleich zu Rainers Zeiten, wo die Amis noch ihre Ruinen bestaunen konnte: „We did a pretty good job, didn’t we?“

Aber die Bürgerinnen und Bürger des Landkreises bewunderten ihn, den Ätsch Dabelju. Das fühlte er. Er hatte eben Sexappeal, fanden die Frauen; ein Power-player, meinten die Männer. Und Henry W. war es, der als erster einen Zweig der geilen Burgranke ins Tal brachte, wo er sie beim Elterhaus – jetzt profitables ‚Holiday Wellness Center‘ mit einem geräumigen Penthouse Bachelor Apartment für ihn, Ätsch Dabelju, – in den heimischen Boden bohrte. Der schlanke Steckling wurzelte schnell, schoss giftgrün auf, überwucherte den altherwürdigen Namen Teutsch nebst dem Familienwappen, und schon im nächsten Frühjahr färbten die Sternblüten die schmucke Fassade des Elternhauses rot-weiß-blau. Die Leute aus dem Ort kamen und staunten, zwackten schlanke Ableger ab und schmückten die stolzen Giebelseiten ihrer Wohnhäuser. Die Leute waren begeistert. „Just smashing!“ wie Henry W. Teutsch sagen würde.

Einige Alte betrachteten die rot-weiß-blauen Häuserzeilen und schüttelten den Kopf. Es war Wortwalt, Rainers früherer Kollege, emeritierter Rechenlehrer und Hobbybiologe, Verfasser des Burgenlexikons, der warnend die Stimme erhob. In einem langen Aufsatz, den keine Zeitschrift zum Druck annehmen wollte, führte er aus, dass es sich um die Wucherpflanze Dengelschling handle, und zwar in einer extrem wucherfreudigen Unterart, ihr botanischer Name (bot. lat.) *Germanglia vulgaris*, aus der Familie (bot. lat.) *Amisma multiflora periculosa*. Diese Pflanze, meinte Wortwalt zu wissen, überwuchere alles, töte die heimische

Vegetation nicht nur durch Unterdrückung, sondern mehr noch durch Vermischung, wobei sich Dengelschling stets als die dominante Art erweisen werde. So könne sich die *Germananglia vulgaris* beispielsweise mit jedem gemeinen norddeutschen Grünkohl, mit jedem Münchner Radi und mit jeder Berliner Knallerbse kreuzen, wobei nach zwei oder drei Generationen ein Quantensprung erfolge, zurück zur transatlantischen Mutterpflanze, der *Amisma multiflora*, in ihrer strukturell genetisch bedingten, ambivalenten Transformation einer omni-resistenten *Amisma globalae*. Besonders gefährlich seien ihre halbreifen BSE-haltigen Früchte. Sie enthielten höchst suchterregendes *Basic Simple English*.

Hier mischte Albe sich ein, Schulmeister und welterfahren. Ja, er habe von der Droge gehört. Sie werde unter dem Namen Cultikill gehandelt, werde in irgendwelchen Bananenstaaten des United Foods hergestellt und führe bei Dauerkonsum zum progredienten Hirntod. Da aber wenige an ein immanentes Hirn glaubten, besuchten sie weiterhin unbesorgt Papst Leo in der Kirch und dann im Sky-Himmel, wiederkäuten Unverdautes und buchten – better safe than sorry – Holiday in Alzheim , *all inclusive*, nebst Peacebox Voucher für den „dead but happy case“.

Wortwalt wurde zum beliebten Gesprächspartner in Botanikerkreisen. Ein schrulliger Alter, dessen verknöcherte Ansichten man mit der Bemerkung abtat, die Pflanzenwelt habe sich ständig verändert, man denke nur an das Franzosenkraut, das heute keine Rolle mehr spiele. Wortwalts Bemerkung, dass dies das Resultat des unverzagten Zupfens zahlloser örtlicher Kleingärtner der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ sei, überhörte man geflissentlich. *Learning by doing!* Klar doch. Man würde Wortwalt wieder einladen, ein 'Botanisches Quartett' installieren, man werde das Pflanzenwachstum beobachten (OPGRO = Operation Plant Growth) und wissenschaftlich begleiten, Entartungen aber mittels BRP (Back to the Roots Program) bei der Wurzel packen.

Gegebenenfalls sollten Anglicide eingesetzt werden, meinten Wortwalt und seine Jünger. Doch die Botaniker widersprachen: „Nein, Kollege Wortwalt, das muß die Pflanzenwelt schon selber regeln. Sie sehen doch an Kasus und Flexion, dass sich Dengelschling an die endemische Flora anpasst!“ Dass dies aber, wie Wortwalt argwöhnte, Folge einer genmanipulatorischen Intervention sein könne, wiesen die Pflanzenkundler als übelste Form der Diskriminierung eines Gewächses mit Migrationshintergrund empört zurück.

Inzwischen hatten nicht nur die örtlichen Geschäfte, die sich nun *Shops* nannten – der Touristen wegen, so die gelegentliche Entschuldigung –, sondern auch die Bahnhöfe, Banken und Versicherungen Dengelschling mittels Kletterhilfen an ihren blanken Marmorfassaden empor ranken lassen. In ihren Service Points standen kleine Vasen mit Dengelschlingkraut und Dengelstengeln auf jedem Counter, auf jedem Desk, jene Selbstkreuzungen, vor denen Wortwalt so eindringlich gewarnt hatte.

Andere – so auch der politisch stets unkorrekte Schulmeister Albe – malten noch furchtbarere Menetekel an die Wand. Selbst die aufrechten Bürger von einst, nun gestandene Weltbürger, seien nun auf dem Wege nach McWorld. Ja, McWorld, das sei die Import-Export Group, Ltd. für *Amisma multiflora-products*. Dabei würden sie, die Bürger, immer flacher. Kein Bürger mehr, sondern Burger mit teigigem Äußeren und klopsigen Innenleben. Fettig. Stapelbar. In Eigenheimen aus Styropor – eines wie das andere. One way Behausungen. Und statt der Würstchen von einst (Brat-, Weiß-, Rost- oder Ross-, Wiener-, Frankfurter- oder Nürnberger-, Braunschweiger-, Bremer-, Thüringer- oder Krainer-Würstchen, um nur einige zu nennen) würden dem Angebot an Burgern nun zwei Sorten uniformer Hot Dogs beigelegt, die in global-grauem Wrapper (eine Art Zeitungspapier) verpackten als „Under-Hot-Dogs“ und die im rot-weiß-blauen Cover als „Top-Hot-Dogs“, letztere original aus McWorld's Own

Country. Nicht einmal seinen eigenen Senf werde man in Zukunft dazugeben dürfen. Am Ende sei eine Mustard-Bastard Einheitssoße der Marken Holly&Wood und Monsainto verbindlich vorgeschrieben.

Es werde viel Ketchup fließen, meinte der alte Schulmeister. Ja, sehr viel Ketchup! „Miesmacher, Nörgler, Nazi!“ hielt man ihm und anderen Bedenkenträgern entgegen, eine Keule, die jeden Kritiker erschlägt. Alles werde sich schön demokratisch entwickeln. Aus dem überholten „Pott un’ Pann“ werde - dank McWorld - „Food an’ Fun“. Dazu gebe es als Softdrink „Coke an’ Joke“. In der ‚Fun Society‘ brauche keiner mehr etwas selber zu machen. „Ja, eine Spaß-Fraß-Gesellschaft, über die schließlich ein Burger King regiert!“, wettete Albe.

Und es sollte nicht lange dauern bis zu Burger Kings Inthronisation, von der die bunten Wappenschilder auf kirchturmhohen, Dengelschling berankten Masten kündeten. Und aus den Lautsprechern darunter dröhnte die Burger King’s *global hymn*:

„Power to the Whopper!
”Don’t worry, be happy.”
„Wow! Wow! Whopper!“

Bei *happy* dachten viele an das ‚Happi‘ ihrer Kindheit, an Häppchen also. Und so verkehrt war das nun auch wieder nicht. McWorld sei Dank.

„Wow! Wow! Whopper!“

Whopper und Dengelschling gehören einfach zusammen. Ohne Dengelschling kein Whopper Feeling! Ohne Feeling kein Fun. Ohne Fun nichts auf der Pfanne. Und schon gar nichts drin.

„Dengelschling für alle!“, forderten die Gewerkschaften.

„Dengelschling als Pflichtfach an Baumschulen!“, forderten die Lehrerverbände.

„Dengelschling als Uferbepflanzung für den Mainstream!“, forderte der Integrationsbeauftragte.

„Home & Garden“, das Lifestyle Magazin für den eigenen Garden Plot (‚Kleingarten‘ hieß das bei den Eltern) gab ausführliche Kulturanweisungen. Und bald schon bildete man einen Verein, den „Dengelschling Fan Club“, kurz DFC, der das Journal als Vereinszeitung – sorry, ‚Club Mag‘ sagen sie – nutzte. Seinen Mitgliedern, den „Fun-Fans für freshes Feeling“, stand das Bad im Mainstream offen, - nur ihnen. Exclusively!

Da war zwar der alte Bach – im Volksmund scherzhaft der „Johann-Sebastian“ – doch der plätscherte nur noch leise. Böse Zungen unkten, McWorld habe ihn mit Rock und Rolling Stones verstopft, um illegales Bewässern unerwünschter Kulturpflanzen zu verhindern. Aber es gab sie noch, die heimlichen Borne, um anderes Gewächs als die *Amisma multiflora* zu tränken. So den Lindenbaum beim Brunnen vor dem Tore zum Beispiel. Oder das Heideröslein und den blau blühenden Enzian. Aber auch die Tulpen aus Amsterdam und die weißen Rosen aus Athen.

McWorld’s Antwort war das Musikill, ein Nervengift, das mit seiner geschmacksverändernden Wirkung sogar den „Burgchor“ zu den „Castel Quire Singers“ und den „Warmund-Kirchenchor“ zu den „Vocal Gospel Swingers“ mutieren ließ, während sich die „Liedertafel“ auflöste und als grauer Schaum vom Mainstream weggespült wurde. Beide, Singers und Swingers, wollten nun, unterstützt von den Cheer Leaders (hervorgegangen aus der früheren Volkstanzgruppe) liebevoll einen eigenen Wagen, ein *parade float*, für die kommende Love Parade gestalten, großzügig gesponsert vom Burger King. Als gemeinsame Hymne wählten sie: „Where have all the flowers gone“, wobei ihnen die traurige Realität des

Liedes gar nicht bewusst wurde. Bei dem „When will they ever learn?“ klatschten Albe und Wortwalt laut Beifall, und die Leute schüttelten den Kopf. „Cranky ol’ men“, spottete Ätsch Dabbelju.

Zu der Zeit erhielten einige verdiente Bürger des Ortes verdächtige Briefe, unter anderem der Bibliothekar Lessing, der Geheime Oberrat Goethe und ein gewisser Medicus Schiller, ferner die Nachfahren des beliebten Landesherrn, des Burggrafen Warmund. Beim Öffnen rieselte ein grünliches Pulver aus den Kuverts, das den Empfängern in die Nase stieg und sie zum spontanen Erbrechen reizte. Es warf sie auf den Diwan, west-östlich den einen, nord-südlich den anderen. Ja, es war ein Mordanschlag mittels BSE! „Bad Simple English“, ein Substrat, das man aus Dengelschling gewinnt.

Albe, der sich aus Ab-Neigung mit linguistischen Substraten befasst hatte, definierte den Stoff als Mittel zum kontakt-induzierten Wandel der Muttersprache durch migrierende Phoneme, Lexeme und Morpheme.

Gut, die Betroffenen überlebten mit Müh und Not, wurden aber irgendwie sonderbar. Man sprach von ihnen – wenn man überhaupt noch von ihnen sprach – mit einem spöttischen Unterton:

„Lessing? - Who is that? Der ist ein *loser!*“

„Goethe? Der hatte was mit der Stein. Total out!“

„Schiller? Ein nobody!“

Der tote Burggraf allerdings erlebte nach vielen hundert Jahren nun seine Auferstehung, die allerdings als „Earl-Burger“, ein Burger Special mit französischem Blauschimmelkäse. *Noblesse oblige*. Auf Wunsch mit Ketchup.

Wortwalt vertrat die Ansicht, das Attentat gehe auf das Konto von McWorld, während Albe die Übeltäter unter den Lehrern wählte. Vermutlich die Germanisten. Wenn die Jungs schon die klassischen Werke nicht kennen, geschweige denn verstehen, dann weg mit deren Verfassern. Bücherverbrennung? Nein, danke! Das wäre ja Nazi. Aber der reaktionäre Müll gehöre in die Tonne! Das sei ökologisch korrektes, biodynamisches Recycling.

Ach ja, die Opfer, Goethe und so? Nun, man verbrachte die betroffenen Honoratioren in das Sanatorium ‚St. Alzheimer‘ und vergaß sie dort schlicht und einfach. Computerfehler.

Es geschah an einem Spätsommertag, frühmorgens, als Ätsch Dabbelju sein Penthouse-Apartment verlassen wollte. Er vernahm ein leises Knirschen, Risse taten sich auf. Fahle Luftwurzeln bohrten Löcher durch die auf Hochglanz gelackte, perlweiße Decke. Carfinish, sauteuer! Die Wände, Ytong, wurden eingeschnürt, nach innen gedrückt. Ziegel stürzten herab, gefolgt von Balken, getoppt von dem Storchennest aus Genuine Plastic©. Ganz zum Schluß, denn sie war auf dem Türmchen des Penthouse-Apartments verankert, breitete sich eine rotweißblaue Fahne über den Trümmerhaufen.

„Wow, ich bin dead!“ staunte Henry W. Teutsch und ergab sich in seine traurige Lage. „Shit happens!“ Er schaute sich um. Unter sich der Laminatboden, über sich die Bruchstücke der handgesprayten Deckenverblendung, Lack, perlweiß, Hochglanz. Balken und Ziegel darüber. Vielleicht 15 Zentimeter Raum zwischen Deckenbruch und Laminat. „OK, Ich bin tot! Such is life! Aber...“

Er spürte einen Niesreiz. Kalkstaub rieselte durch den Hochglanzbruch direkt in sein linkes Nasenloch. „Tote müssen doch nicht niesen?!“ wunderte er sich und nieste. Nein, er war nicht tot, davon hatte er sich überzeugt. Er war flach geworden, ein zuckender Flachburger, der ohne größere Probleme durch den Trümmerberg der Wohnung und über die verschüttete Treppe hinab flutschen konnte, hin zur geborstenen Haustür, und durch den Briefschlitz

hinaus ins Freie. Vom schuttübersäten Vorgarten aus sah er die Bescherung. Die kräftige Dengelschlingwinde hatte sein Elternhaus erdrückt. Einfach so. Er ballte sich vor Wut zur Boulette: „So wahr ich Heinrich heiße ...“ schwor er. Weiter kam er nicht. Und wer war er eigentlich? Henry, d.h. Ätsch Dabbelju, wie ihn heute alle wunschgemäß nannten? Oder Heinrich, wie schon Opa und der Ur-Ur-Opa hießen? Jetzt unter Efeu.

Von seinem Platz auf der Zuwegung seines Elterhauses, konnte man auf den Ort hinab blicken. Von dorthier kam nun das krachende Geräusch berstender Mauern und abstürzender Dächer. „Slow motion!“ staunte Teutsch jr., als er den Kirchturm langsam in sich zusammensinken sah. Er konnte beobachten, wie sich die Dengelschlingwinden ein paar Meter über dem Boden zu einem gewundenen Seil verbanden, das sich zusammenzog und die grauen Wände in halber Höhe nach innen drückte, er sah, wie sich die Mauerkrone zum Trichter formte, ein großes Maul, das die Kuppel verschluckte und durch diesen gewaltigen Happen barst, ja explodierte. Der goldene Wetterhahn auf der kupfergrünen Turmspitze versuchte ungläubig, seine angestammte Höhe zu behaupten, krächte einen finalen Protest in den smogverhangenen Himmel und versank als letzter in der aufstiehbenden Staubwolke.

Wenig später erlebten die örtlichen Banken und Versicherungen ihren Crash, verursacht von den kleinen Dengelgewächsen in den Blumentöpfen, die ‚Goldman & Friends‘ verteilt hatte – ein Crash, auf den die Wall Street mit einem dramatischen Kursanstieg reagierte. Tokio und Frankfurt zogen nach. Big Bang am Stock Market, der Bulle war losgelassen, der Bär war verstummt. London und Paris verhielten sich zunächst abwartend. You never know! Euro und Dollar liegen gleichauf. Das stimmt die Anleger positiv. Ja, aber was bedeutet das, wenn beide im freien Fall nur der Schwerkraft gehorchen, so wie der Wetterhahn auf der Kirchturmspitze? Hätte der wohl geglaubt, er falle nicht, nur weil er ebenso schnell oder langsam fiel wie die blau-weiß-rote Fahnenstange, die mit der Dachkrone des Rathauses in die Tiefe stürzte? Nein, so dumm sind Hähne nicht. Selbst die Wetter- und die Wasserhähne nicht!

Dass die Schule zusammenbrach und ganze Klassen, Schüler und Schülerinnen nebst Lehrern und Lehrerinnen und dem zwecks Visitation anwesenden Oberschulrat zu normierten Flachburgern presste (BurgerInnen gibt es nun mal nicht), ja davon nahm die Börse keine Notiz. Genaugenommen war es ja ein Gewinn. Zwar waren alle dengelbewachsenen Bauten zusammengestürzt, aber die nun Obdachlosen passten problemlos in Burger King’s ‚One-Way-Styrofoam Box‘. Und Burger King hatte 1.000.000 hübsche Schachteln bereitgestellt. Modell Uncle Tom’s Cabin. Man brauchte nur die Buns und Pattys herauszunehmen und die Dressingreste aufzuwischen, und schon war Wohnraum geschaffen. Home! Sweet home! Und das zu wahrhaft annehmbaren Preisen. Aber nicht alle waren bereit, in diese Notunterkünfte zu ziehen, obwohl sie ihr Leben lang ‚Equality Now‘ gefordert hatten. Und weil sie damit großen Eindruck auf die Flatburger gemacht hatten, stellte man ihnen – oder vielleicht auch sie sich selbst – die ‚Super Size King Box‘ zur Verfügung.

Albe, der – ebenso wie Wortwalt – Haus und Garten dengelfrei gehalten hatte, war von der Katastrophe verschont geblieben. Aber war dies noch seine Stadt? War das seine Heimat, wo alles von Dengelschling erdrückt zu werden drohte? Wo die Schwarzzügige Susanne und selbst der spröde Rotdorn und der wuchernde Goldregen unter blauen, weißen und roten Sternblüten verschwanden –, mochte er dort noch leben? Auswandern?

„Keine Lösung“, befand Wortwalt. „Wir müssen dem Problem begegnen, indem wir unsere Flora verteidigen, wenn es auch hoffnungslos scheint. McWorld ist überall. Also müssen wir überall kämpfen!“

„Aussichtslos. Aber ich halte meinen Garten frei, so wie du. Vielleicht ist unser Vorbild ansteckend“, meinte der Schulmeister. Aber er konnte daran nicht so recht glauben.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages brach sie zusammen, sie, die als letzte standgehalten hatte, Warmunds alte Burg. Nein, kein großes Getöse. Zunächst fiel die Zugbrücke. Dann wankten die ehrwürdigen Hallen. Ein Bröseln und Bersten. Ein leises Ächzen der Balken, als sie sich bogen, ein Stöhnen, als sie brachen, ein Seufzen, als sie am Boden lagen. Zuletzt die Wehrtürme. Ein Schutthaufen aus über 1000 Jahre Geschichte. Der Schweiß ungezählter Leibeigener, die Planung unbekannter Baumeister, die heroische Abwehr ungezählter Verteidiger, die liebevolle Zuneigung längst verblichener Burgfrauen zu ihren Kindern. Und zu dem Minnesang fahrender Sänger, wenn die Ritter in die Schlacht gezogen waren. Die Traktate des Junkers Jörg, der hier sein Tintenfass gegen den Teufel geschmissen hatte. Die Fahne, mit der junge Studenten in den Krieg ‚fürs einig Vaterland‘ gezogen waren. Über all das schloss sich das giftige Grün der schlanken Amisma mit ihren rot -weiß-blauen Sternblüten. Die biegsamen Äste des Dengerschlings waren den stürzenden Steinen gefolgt, hatten über den Trümmern zueinander gefunden, begruben die Vergangenheit. Endlich ein Ende. Nichts mehr hinderte den freien Burger-look auf McWorld, keine Häuser oder Paläste, keine Kirchen, keine Burgen. Und schon gar keine Heroen der lokalen Geschichte! Wenn sich einmal die Staubwolken verzogen haben, ist da ... einfach nichts. Nur weiße Styrofoam Boxes mit dem ‚Burger King Logo‘. Freier Blick von der sieglosen Siegestsäule bis zum unfreien Befreiungsstatue.

„Ground zero!“ ging es ihm durch den Sinn. Albe hockte auf einer der alten Haubitzen, ein schweres Rohr aus Eisenguß, mit dem man einst einmal die ‚theure‘ Heimat verteidigt hatte. Später ließ man eine Kanonenkugel in der Mündung festschweißen, damit keiner auf den dummen Gedanken käme, solchen Unsinn auch nochmals zu unternehmen. Weltoffen wollte es sein, Wermunds Volk. Weltbesoffen war es geworden, McWorld’s Burger. Albe kramte den alten Weltempfänger aus seinem Rucksack hervor. Er hatte ihn lange nicht eingeschaltet, weil man auf allen Wellen ohnehin nur das gleiche hörte. Aber da war noch der Kurzwellensender einer kleinen deutschen Urwaldsiedlung am oberen Amazonas. Quietschend, pfeifend und brummend meldete sich die Station. Den Wortfetzen war zu entnehmen, dass die Siedlung Blumenort der Rinderfarm einer Fastfood Kette weichen sollte. King Burger. Man erwäge die Rückwanderung nach Deutschland. Dann spielten sie „Kein schöner Land in dieser Zeit, als hier das unsre weit und breit..ei..t, wo ...“ Bei „breit“ versagten die Batterien. „Weit und breit, das kommt hin. Und flach, sehr flach!“ Der alte Schulmeister rutschte vom Kanonenrohr, als Wortwalt herankam. Sie gingen zurück dorthin, wo einmal die Stadt gestanden hatte.

Wortwalt und Albe stolperten über die verschütteten Straßen hin zum Marktplatz. Vielleicht brauchte man jetzt Hilfe, - gebraucht hätte man sie schon lange, klar. Aber vielleicht würde man sie jetzt endlich annehmen. Vielleicht? Aber nein. Die Burger hatten sich der neuen Situation freudig angepaßt, *Burgers adjusted*. Viele Flachburger hatten die sauberen Burgerpacks bezogen, Single und Family Flat Packs, bunt bedruckt mit den Sternblüten der Amisma. Andere waren in ihre zusammengebrochenen Häuser gekrochen und fanden diesen neuen Bungalowstil viel praktischer als die viel zu hohen Zimmer an einem viel zu hohen Treppenhaus. Und die Top Dogs hatten endlich ihre ‚Super Size King Box‘ beziehen können.

Die beiden Alten, Albe und Wortwalt, waren zum Elternhaus des Henry W. Teutsch hinaufgestiegen, um nach dem alten Rainer zu schauen. Aber zu schauen gab es nichts mehr. Im Fortgehen trat Wortwalt auf einen Flachburger. Der quietschte leise „Ätsch Juuuuu.“ Der teigige Laib war plattgetreten, an den Rändern quoll matschiges Hackfleisch heraus, Ketchup

sickerte darunter hervor, blutrot. Henry W. Teutsch lag im Rinnstein. Später sollten seine Freunde kommen, um ihm – wenn sie ihn nicht fanden, was abzusehen war – mit einem „Don't worry, be happy!“ ein letztes Fare Well zu bereiten. „Wow! Wow! Whopper!“ „Be Happie!“ krächzten die Krähen und äugten aus dem Gewirr der Dengelschlingzweige hinab aufs leckere Häppchen, das da unten für sie lag.

„Es war kein Zufall, dass ausgerechnet du ihn breitgetreten hast!“ meinte Albe. Aber Wortwalt zuckte mit den Schultern: „Statistisch gesehen haben alle Senkrechtbürger die gleiche Möglichkeit, auf einen Flachburger zu treten.“ „Solange es noch Bürger gibt. Senkrechte, meine ich.“ „Statistisch gesehen dürfte es keine senkrechten Bürger mehr geben,“ erwiderte Wortwalt. „Nun,“ meinte der Schulmeister, „dann wäre dies also ein Burgersteig. Gehen wir lieber auf der Straße weiter.“

Die beiden stolperten über Stock und Stein, Balken und Ziegel, hin zur Innenstadt. Ein geknickter Wegweiser, *City Center*, wies in die Richtung, wo früher das Rathaus gestanden hatte. Sie schritten über abgebrochenes Dengelschlinggeäst und Amismawurzeln, die bereits neu austrieben. Dabei machten sie einen Bogen um die zahllosen Schattengestalten der ‚Auf-der-Strecke-Geblienen‘. Nein, es gab weder Höhen noch Tiefen, alles war gleich. Dem Erdboden gleich. Glob-egal, wie es schien.

„Ich hoffe, dies ist ein schlechter Traum!“, stöhnte Albe. „*The American Dream*, mein Freund“, erwiderte Wortwalt. „Mein Gott!“ stöhnte Albe. „The new frontier, das sind wir!“ „Not far from home“, grinste Wortwalt. „Auf gut deutsch: Ziemlich genau das!“

Drüben, aus einer Ruine quäkte ein vergessenes Radio. Ein Weckerradio! Sie spielten etwas von Bach. Dann eine Sprecherin: „Sie hörten die Kantate ‚Aus der Tiefe rufe ich, HERR, zu Dir‘, Bachwerkeverzeichnis 131. Und nun heißen wir Sie willkommen zur Sendung ‚Ground Zero Germany‘. Nach den tragischen Ereignissen der letzten Tage bringen wir nun einen Beitrag zur Rekultivierung unseres heimischen Biotops und geben Fingerzeige zur Nachzucht vergessener endemischer Gewächse. Wir beginnen die Reihe mit dem Johanniskraut (*Hypericum perforatum*), das wegen seines Gehalts an MAO-hemmendem Hypericin stimmungsaufhellende Wirkung hat, was in dieser Zeit wohl bitter notwendig ist. Es ist eine ausdauernde Pflanze, die viel Sonne liebt. Wegen dieser Eigenschaften sollte es weitflächig angebaut werden. Die üppig wachsenden Pflanzen brauchen einen Abstand von ca. 30cm... sandigen Boden ... Bezug über die Samenbank ...“

Wortwalt räusperte sich und schniefte, mehr brachte er, der „Talkshow Star“, nicht heraus. „Ich fasse es nicht!“ murmelte Albe und vermied es, Wortwalt anzublicken. Irgendetwas war ihm ins Auge geflogen.